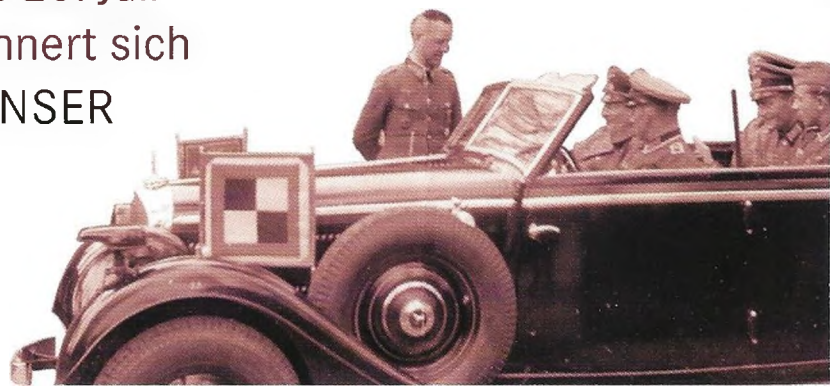


PHILIPP VON BOESELAGER WIR WOLLTEN HITLER TÖTEN

Ein letzter Zeuge
des 20. Juli
erinnert sich
HANSER



»Am Anfang machten wir uns viele Gedanken über die Richtigkeit unseres Handelns und die Rechtfertigung des Attentats, denn ein Anschlag, obgleich er einem Tyrannen gilt, bleibt doch ein Mord.«

Ein einzigartiges Dokument: Die Erinnerungen Philipp von Boeselagers, der zu den Verschwörern des 20. Juli zählte. Weil er von seinen Kameraden nicht verraten wurde, gehörte er zu den wenigen Widerstandskämpfern, die den Krieg überlebten. Anschaulich und dramatisch zeichnet sein Buch den Weg nach, der ihn und andere Offiziere zu dem Entschluss führte, Hitler zu töten.

Er war einer der letzten Zeugen. Philipp Freiherr von Boeselager gehörte zu jenen Offizieren, die Adolf Hitler töten und dem Krieg ein rasches Ende setzen wollten. Schon im März 1943 versuchte er, Hitlers Flugzeug zu sprengen – vergeblich. 1944 organisierte er für Claus Graf von Stauffenberg den Sprengstoff für das Attentat am 20. Juli. Er selbst sollte mit seiner Kavallerieeinheit von der Ostfront nach Berlin aufbrechen, um mögliche Unruhen nach der Ermordung Hitlers einzudämmen. Nach dem fehlgeschlagenen Attentat kehrte von Boeselager in die ursprünglichen Stellungen zurück und überlebte als einer der wenigen Verschwörer das Ende des Krieges. Nun erzählt er seine Lebensgeschichte: Seine vom Katholizismus geprägte Kindheit, die er auf dem Stammsitz der Familie oberhalb des Rheins verbrachte, seine Karriere als Offizier, seine Gewissensnöte, als er immer mehr Einzelheiten über die Verbrechen Hitlers erfuhr. Am Ende setzte sich sein Gewissen gegen das Prinzip des militärischen Gehorsams durch. Boeselagers Erinnerungen sind ein einmaliges zeitgeschichtliches Dokument, das niemanden unberührt lässt. So unmittelbar und anschaulich wie in diesem Buch werden die Überzeugungen und Konflikte der Verschwörer des 20. Juli nirgendwo anders dargestellt.

Philipp Freiherr von Boeselager, Jahrgang 1917, war einer der letzten noch lebenden Verschwörer des 20. Juli. Nach dem Krieg verwaltete er die Land- und Forstwirtschaft seiner Familie. Zahlreiche Auszeichnungen und Ehrenmitgliedschaften. Er lebte zuletzt in Kreuzberg/Ahr und starb in der Nacht zum 1. Mai 2008.

Schutzumschlag:

Peter-Andreas Hassiepen, München, unter Verwendung eines Fotos: © Coll. Boeselager

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen finden Sie unter www.hanser.de

ISBN 978-3-446-23101-6



9 783446 231016

Furchtlos gegen den Tyrannen

Der letzte Zeuge des 20. Juli 1944 – Philipp von Boeselagers Erinnerungen

Müsse man das Gewicht des deutschen Widerstands gegen Hitler nur am Erfolg, so sähe die Bilanz enttäuschend aus. Manches wurde in Gang gesetzt, den Diktator zu eliminieren, doch alle Versuche schlugen fehl – auf besonders spektakuläre Weise das Attentat vom 20. Juli 1944, als Stauffenberg in der «Wolfsschanze» bei Rastenburg jene Bombe plazierte, die den «Führer» nur oberflächlich verwundete, so dass er wieder einmal die Vorsehung bemühen und Mussolini die zerstörte Baracke präsentieren konnte. Die Männer, die hier und anderswo ihr Leben wider Hitler riskierten, hatten freilich allesamt Statur, und deshalb überdauert die Moral, die sie leitete, auch als historische Konstellation. Es gab – nicht nur unter ihnen – ein «besseres Deutschland», wenn es sich auch im Geheimen und unter Manövern verbergen musste.

Philipp von Boeselager zählte zu diesen Tapferen; er wurde selber aktiv während seiner Einsätze als Offizier an der Ostfront und lieferte Sprengstoff für Stauffenbergs Mission. Kein Hauptbeteiligter – dafür fehlte ihm die geeignete Funktion im Heer –, doch ein nicht minder entschlossener Kopf, der nur mit Glück den nachfolgenden Hetzjagden durch die Gestapo entging. Spät im Leben brachte er seine Erinnerungen zu Gehör, so dass nun nochmals die Jahre des braunen Terrors auf unheimliche Weise in Erscheinung treten – als wär's erst gestern gewesen. Zwei französische Gäste, Florence und Jérôme Fehrenbach, besuchten ihn zu Hause, zeichneten die langen Unterhaltungen auf und legten ein Buch vor, das gewissermassen von Boeselager selbst geschrieben worden sein könnte – es berichtet in der Ich-Form die wichtigsten Etappen aus der Vita des Widerständlers.

Aus katholischem Adel

Dieser war – wie die meisten Verschwörer aus dem Kreis der Wehrmacht – nicht zum Tyrannenmörder geboren. Er stammte allerdings aus einer Familie des rheinländischen Adels, die ein strenges Ethos pflegte und ihre geistlichen Wurzeln im katholischen Glauben gefunden hatte. Pflichtbewusstsein und Disziplin waren das eine – was sich zunächst ohne Brechungen auch in den Dienst mit der Waffe einfügen liess. Verantwortung und Gewissen waren das andere; zunächst nur das Zweite, das sich aber allmählich und unter immer dunkleren Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Machtpolitik zu einem Gegenpol formierte: Gehorsam wechselte zum inneren, dann auch nach aussen wirksamen Vorbehalt.

Schon der Frankreich-Feldzug – so schwungvoll er scheinbar im Blitzsieg kulminierte – riss bei Philipp von Boeselager Zweifel auf. Nachdem der junge Kavallerist den gegnerischen Truppen, die bereits besiegt waren, ein Ende-Feuer versprochen hatte, fuhr ihm ein Vorgesetzter dazwischen. Da sah dieser die Pistole eines Unerschrockenen vor seinem Kopf, der Manns genug war, das gegebene Ehrenwort notfalls auch mit Gewalt durchzusetzen – fortan begleitete Boeselager der Ruf des exzentrisch kaltblütigen Verteidigers von Standpunkten, die im Offizierskorps immerhin respektiert, manchmal auch mitgetragen wurden.



Philipp von Boeselager (1917–2008) war einer der Verschwörer vom 20. Juli 1944.

Die eigentliche Erweckung aber – wen mag es wundern – erfolgte seit dem Einsatz an der Ostfront. Unter den Verschwörern des 20. Juli sah Generaloberst Beck wohl als Erster, dass der Krieg bereits mit seinem Beginn verloren war. Diese Erkenntnis blieb den meisten anderen Protagonisten verwehrt, weil sie sich zunächst durch Hitlers Erfolge blenden liessen. Sogar der Russlandfeldzug rollte in den ersten Monaten und bis in den Herbst 1941 nach Programm. Als Boeselager zur Heeresgruppe Mitte stiess, wo er als Adjutant von Feldmarschall von Kluge wie auch als Kommandant eines Aufklärungstrupps der Kavallerie seinen Dienst tat, hatte sich die Lage verändert. Der erste Winter konfrontierte die Armee mit einem Schock; sie war der Witterung dank mangelnder Ausrüstung in keiner Art gewachsen.

Einerseits sorgte die militärische Perspektive für wachsende Sorgen. Andererseits hörten jene, die ihr Ohr nicht verschlossen, von Greuelthaten, die die SS als organisiertes Verbrechen vorantrieb. Boeselager hatte spätestens seit der «Reichskristallnacht» von 1938 seine Distanz zum

Regime entdeckt. Das Mass war voll, als ein hoher SS-Offizier gegenüber Kluge bekanntgab, wie die Einsatzgruppen in den besetzten Gebieten der Ostfront vorgehen würden. Boeselagers Bruder, Georg, war dem Jüngeren vorausgegangen in den Vorbereitungen zu Hitlers Liquidierung. Zusammen mit Henning von Tresckow, Fabian von Schlabrendorff, Georg Schulze-Büttger und weiteren Getreuen begann er unter Offizieren der Heeresgruppe Mitte ein Netzwerk zu spinnen, das engen Kontakt zu den Gleichgesinnten in der Hauptstadt hielt. Philipp gehörte bald dazu und fand zwar nicht die offene Unterstützung, doch die Sympathie seines Feldmarschalls.

Zögern und Pech

Über die fehlgeschlagenen Attentate – schon vor der Juli-Aktion 1944 – lässt sich, wie die einschlägige Literatur illustriert, offenbar noch ewig diskutieren. Schon im März 1943 sollte der «Führer» bei einem Besuch an der Front im Offizierskasino von Smolensk von Georg von Boeselager und seinen Freunden erschossen werden. Alle Vorbereitungen waren getroffen, doch der ebenfalls ange-

kündigte Himmler war nicht angereist; man verschob die Aktion. Ein Sprengsatz in Hitlers Flugzeug – ebenfalls an der Ostfront – zündete nicht; die eisigen Temperaturen im Frachtraum hatten den Mechanismus eingefroren. Der Freiherr von Gersdorff wollte sich mit dem Potentaten in Berlin in die Luft jagen; Hitlers Eilschritt vereitelte die notwendige Präparation.

Und schliesslich endete auch Stauffenbergs Versuch im Fiasko. Boeselager war bereits – in einer surreal anmutenden Nacht-und-Nebel-Übung – mit einer Kavallerie-Abteilung unterwegs nach Berlin, als die Meldung des Misslingens bekanntgegeben wurde, worauf er wieder kehrt-zumachen hatte. Viel Willen, viele – schlecht koordinierte – Pläne, kein Erfolg. Es waren in deutlicher Mehrheit die «Geistigen» unter den Männern der Wehrmacht, die – nach mancherlei Gewissensbissen – den Gehorsam endlich kündigten, ohne dass nun eine zupackende Attacke geführt worden wäre. Nach dem 20. Juli, es ist bekannt, hatte die Wehrmacht als eigenständige Organisation endgültig ausgespielt – Himmler übernahm das Regime.

Etwas von diesen Wirrungen und verfehlten Manövern wird auch spür- und lesbar in Boeselagers Erinnerungen. Man kann sie – schon streng hermeneutisch – als einen Text verstehen, der wie durch zwei Ebenen oder Schichten läuft. Die Hauptmelodie bilden über weite Strecken die militärischen Handlungen, zuerst in Frankreich, dann in Russland. Stellungen, Einsätze, Korrekturen der Front, konzertierte Angriffe, hastige Rückzüge, Sperrfeuer, Partisanenfeuer, Panzer, Reiter, Artillerie – das alles ist hier sorgfältig versammelt und gewinnt dabei eine Dimension wie ausserhalb der Zeit. Die Nebenstimmen dann spielen die kurzen Kapitel zu Kindheit und Jugend Boeselagers, später die Geschichten im Vorlauf auf die Attentate. Die Mixtur mag irritieren, denn das Handwerk des Kriegs hält seine eigene Dynamik und fragt dabei kaum nach dem Sinn wie nach der Rechtmässigkeit seines Tuns. Der Widerstand, dagegen, fädelt sich ein als subjektive Erschütterung, die – mit leise romantischer Sehnsucht und patriotischem Aplomb – nach einer besseren Welt auszuweichen versucht.

Aber so war es. Der Republik von Weimar war es nicht gelungen, Demokratie und republikanische Gesinnung in die Herzen einzupflanzen, was für die Kreise des Offizierskorps am wenigsten verwundern kann. Darüber erfährt man noch einiges in einer Monografie, die ebenfalls das Leben und die Taten Philipp von Boeselagers zum Thema hat. Interviews mit dem Träger des Eisernen Kreuzes lassen ihn vortreten als einen Mann, der seine konservative Haltung nicht verleugnet und die Courage unter der Diktatur mit der Bescheidenheit eines Gentlemans referiert. Keine Überraschung, dass er schliesslich auch in Frankreich hohe und berechnete Wertschätzung erhielt.

Martin Meyer

Philipp von Boeselager: Wir wollten Hitler töten. Ein letzter Zeuge des 20. Juli erinnert sich. Carl-Hanser-Verlag, München 2008, 191 S., Fr. 32,90.

Dorothee von Meding, Hans Sarkowicz: Philipp von Boeselager. Der letzte Zeuge des 20. Juli 1944. Mit Audio-CD. Verlag Zabert Sandmann, München 2008, 218 S., Fr. 36.–.

Philipp von Boeselager
mit Florence und Jérôme Fehrenbach

Wir wollten Hitler töten

**Ein letzter Zeuge des 20. Juli
erinnert sich**

Aus dem Französischen
von Reinhard Tiffert

Carl Hanser Verlag

Titel der Originalausgabe:
Nous voulions tuer Hitler.
Le dernier survivant du complot du 20 juillet 1944
Perrin, Paris 2008

Bildnachweis:
© Coll. Boeselager: S. 12, 14, 23, 74, 76, 89, 105, 109, 113, 128,
140, 143, 160, 171
© ddp: S. 176 (Foto: Torsten Silz), 177 (Foto: Michael Kappeler)
© ullstein bild: S. 62

2 3 4 5 12 11 10 09 08

ISBN 978-3-446-23101-6
Alle Rechte der deutschen Ausgabe:
© Carl Hanser Verlag München 2008
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Zum Gedächtnis an meine verstorbenen Freunde.
Nur ihrem Gewissen verpflichtet, haben sie ihr Leben
hingegen, um ihre Ehre und die ihres Vaterlandes
zu bewahren. Sie folgten dem Grundsatz:
Etsi omnes, ego non! (Selbst wenn alle, ich nicht!)

Das vorliegende Buch entstand aus Gesprächen, die Jérôme und Florence Fehrenbach mit Philipp von Boeselager geführt haben. Die deutsche Übersetzung wurde von Philipp von Boeselager bearbeitet und autorisiert.

Inhalt

Vorwort 9

Der Geschmack der Freiheit 11

Frühe Entscheidungen (1933-1936) 18

Der Schattenkrieg (1939-1940) 31

Ein Handstreich für den Sieg

(9. Juni 1940) 33

Das Abkommen (17. Juni 1940) 37

Ein Blitzfeldzug (Juni-November 1941) 41

Weihnachten in der Hölle

(Dezember 1941 – Januar 1942) 51

Der Keim der Verschwörung

(1941-1942) 64

Begegnung mit dem Dämon (Juni 1942) 73

Ein Vorfall im Führerhauptquartier

(August 1942) 83

Ein vergiftetes Geschenk (Oktober 1942) 87

Die Gruppe Tresckow (1942-1944) 93

Begegnungen unter Kavalleristen (1943) 102

Drei gescheiterte Versuche (März 1943) 111

Die Barbaren aufhalten 119

Die Reiter im Kugelhagel 122

Der Koffer mit Sprengstoff 136

Erzwungene Untätigkeit 139

Der gefährliche Ritt (Juli 1944) 144

Zeit der Trauer 157
Die Brücke über die Mur (1945) 167
Zeit der Wallfahrten 175

Nachwort 178

Anmerkungen 181
Bibliographie und Quellen 186
Nachwort von Peter Hoffmann 187

Vorwort

Philipp von Boeselager ist ein Mann, der seinesgleichen sucht. Seine Erfahrungen und sein Lebensweg sind wertvolle Dokumente für unsere heutige Zeit. Das vorliegende Buch gibt Aufschluss darüber.

Ausser einigen Narben von Kriegsverletzungen weist nichts darauf hin, dass dieser alte, inneren Frieden ausstrahlende Herr den Alptraum des Zweiten Weltkriegs miterlebt hat. Geschweige denn weist etwas darauf hin, dass er diese ständige innere Spannung ausgehalten hat, mit der er seine Teilnahme an der Verschwörung gegen Hitler bezahlen musste. Verschwörer sein hiess damals ein Verbrechen vorbereiten. In den Augen seiner Landsleute verrieten die Verschwörer des 20. Juli das Vaterland und beschleunigten dessen Zusammenbruch. Schliesslich bedeutete es auch, ein Doppelleben zu führen, und das war für jemanden, der nach den Wertvorstellungen des Adels erzogen worden war, eine besonders heikle Angelegenheit.

Die Person Philipp von Boeselager zu würdigen, ohne von seinem Bruder Georg zu sprechen, verbot sich von selbst. Unzertrennliche Brüder in den Spielen der Kindheit wie in den Härten des Krieges, haben sie das Geheimnis der Verschwörung gemeinsam getragen, wohl aus Pflichtgefühl und aus einer bestimmten Haltung im Denken und Handeln heraus, für die eine,

im historischen Rahmen gewiss nur anekdotische Episode sprechend ist, die im Nachwort berichtet wird.

In langen Unterhaltungen, die die Grundlage des vorliegenden Buches bilden, hat Philipp von Boeselager Auskunft über jene geschichtliche Periode gegeben, die weltgeschichtlich betrachtet nur eine Anekdote sein mag. Er hat es nicht mit leichtem Herzen getan, denn für ihn verbinden sich mit jener Zeit fast nur Erinnerungen an Leiden und Schrecken. Seine Teilnahme an der Verschwörung gegen Hitler war, auch noch nach Kriegsende, ein Geheimnis, an dem er schwer zu tragen hatte. Selbst gegenüber seiner Frau hat er nicht gleich davon gesprochen. Doch er gehört zu den allerletzten Zeugen. Und da er nicht an den Zufall glaubt, weiss er, dass er überlebt hat, um Zeugnis abzulegen.

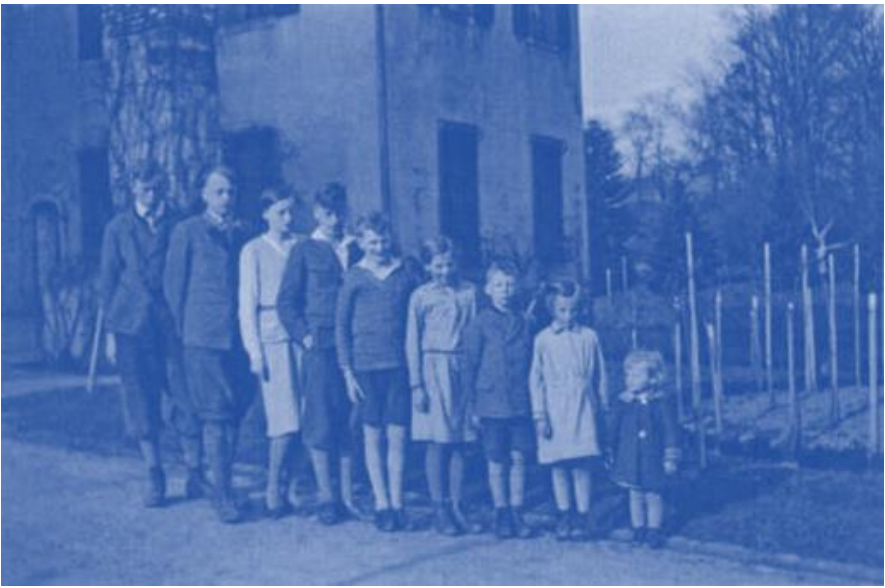
Florence und Jerome Fehrenbach
Saint-Chaffrey, 16. August 2007

Der Geschmack der Freiheit

Georg wurde im August 1915 geboren, ich selbst im Oktober 1917; wir waren das vierte bzw. fünfte Kind in einer insgesamt elfköpfigen Familie.

Meine Eltern hatten unser Bonner Haus, das im 18. Jahrhundert eine Residenz des Fürstbischofs Clemens-August von Bayern gewesen war,¹ aufgegeben und waren 1910 nach Heimerzheim bei Bonn gezogen. Burg Heimerzheim war für uns ein Märchenschloss: Von Kanälen und Wassergräben umgeben, lag es wie ein altchinesischer Sommerpalast auf einer Insel. Dort stand das grosse weisse Hauptgebäude mit seinen Giebeln und Ecktürmen, zu dem man erst über mehrere Brücken gelangte. Mit dem weitläufigen, halb verwilderten Park, in dem sich Rehe tummelten, hatte man die Natur samt ihren Geheimnissen gleich vor der Haustür. Hier konnte man sich mühelos in eine geheimnisvolle Welt zurückziehen. Ein besserer Ort für die Phantasie und die Spiele von uns Kindern war schwerlich vorstellbar.

Die Erziehung, die wir in Heimerzheim erhielten, war liberal, sehr zum Erstaunen der vielen Gäste, die zu uns kamen. Unsere Mutter war der Ansicht, dass, wer das Glück hatte, solch ein grosses Haus zu besitzen, auch zur Gastfreundschaft verpflichtet sei. Freilich war unsere Erziehung auch nicht lax. Das Alltagsleben war klar strukturiert und durch einige wenige morali-



Philipp (5. von links vor seinem Bruder Georg) mit seinen Geschwistern vor dem Haus der Familie.

sche Prinzipien bestimmt. Innerhalb dieses Rahmens liess man uns grosse Bewegungsfreiheit.

Mein Vater Albert von Boeselager war ein gebildeter Mann mit feiner Lebensart. Seine Grossmutter stammte aus Brüssel, und so betrachtete er den europäischen Adel als ein gemeinsames Haus. Er sprach vier, fünf Sprachen und ging auf dem ganzen Kontinent auf die Jagd.

Deshalb legte er grossen Wert auf zwei Dinge: auf das Erlernen des Umgangs mit der Freiheit – und zugleich eines fundierten christlichen Urteilsvermögens – und auf die Jagd. Georg war kaum dreizehn Jahre alt, als er zu Weihnachten 1928 sein erstes Gewehr zum Geschenk erhielt. Mit fünfzehn konnte mein Bruder schon eine 150 Stücke zählende Trophäensammlung vorweisen. So gross war seine Leidenschaft, dass er – mit meiner stillen Hilfe, das gebe ich zu – ein zerlegbares Gewehr in

das Jesuiteninternat schmuggelte. Als der Generalpräfekt Pater Strasser die Koffer der Internatszöglinge durchsuchte, mussten wir konzertiert vorgehen. Während der Durchsuchung verbarg jeder von uns einen Teil der Waffe – Georg den Gewehrlauf, ich den Kolben – in den kurzen Hosen. Das erforderte akrobatische Fähigkeiten, denn es war verboten, die Hände in die Hosentaschen zu stecken und doch durften die Gewehrteile nicht ins Rutschen geraten.

Die Jagd diktierte unser Verhalten draussen in der Natur, und sie prägte unser ganzes Wesen. Besonders Georg lernte, sich schon vor Sonnenaufgang im Wald zu orientieren, sich auf wenige Meter an den Fasan heranzuschleichen, sich lautlos im Unterholz zu bewegen, ohne das Reh scheu zu machen, in vollkommener Tarnung mit der Vegetation zu verschmelzen, schweigend und bewegungslos auf der Lauer zu liegen und im richtigen Augenblick zu handeln. Die Jagd, ob in der Gruppe oder allein auf langen Pirschgängen, und die Liebe zu den Tieren, die jeden Naturfreund auszeichnet, machte Georg zu einem echten Indianer. Und er blieb es auch. Diese Übung sollte ihm im späteren Leben noch sehr nützlich sein.

Die Jagd diente nicht nur zur Abhärtung des Körpers. Ohne dass wir uns dessen bewusst waren, bereitete sie uns auch auf die Fährnisse und Kämpfe des Lebens vor. Sparsam mit seinen Kräften umgehen, vor dem Gegner zurückweichen, sich wieder fassen, Listen anwenden, sich auf den Feind einstellen, das Risiko abwägen. Auch im Getümmel der bellenden Meute kühles Blut bewahren. Dem Hirsch oder Keiler den Gnadenschuss anzutragen und ohne Ekel den purpurroten Schwall aus der tödlichen Wunde kommen sehen. Den Anblick des Blutes, das über

Der neunjährige Philipp mit einer Jagdtrophäe seines Vaters, September 1926.



die helle Decke eines Rehkitzes rinnt, oder des rötlichen Schaums, der von den Lefzen eines gehetzten Wildes tropft, ohne Erschauern aushalten. Schliesslich dem starren Blick des erlegten Tieres begegnen und die blutigen, feuchten Trophäen, eine neuzeitliche Feldherrenbeute, aufheben. So machten wir uns mit den Gesetzen des gewaltsamen Todes bekannt und wurden mit dem Begriff des Opfers vertraut. Ja, die Jagd bereitete uns auf das letzte Opfer, auf die Hingabe des Lebens, vor.

Die Erziehung, die wir in Godesberg erhielten und die ich als «gemässigten Katholizismus» bezeichnen würde, wich nicht von dem ab, was man uns in Heimerzheim beibrachte. Meine

Familie war katholisch. Über viele Jahrhunderte war ihr Geschick mit den deutschen katholischen Fürsten verbunden. Unsere Vorfahren Heyden-Belderbusch, denen wir die Burg in Heimerzheim verdankten, waren im 18. Jahrhundert Minister des mächtigen Erzbischofs von Köln. Unsere Vorfahren Satzenhoven, von denen wir das Anwesen in Kreuzberg geerbt hatten, standen in derselben Epoche im Dienst der Kurfürsten von Mainz.

Als Kinder waren Georg und ich unzertrennlich wie Kastor und Pollux. Bei einem Altersunterschied von kaum zwei Jahren spielten wir gemeinsam und heckten gemeinsam Streiche aus. Wir bildeten fast eine eigene Zelle innerhalb der Brüderschar, doch das hinderte uns nicht, je eigene Charakterstärken zu entwickeln. Auch blieb der bestimmende Einfluss des Älteren über den Jüngeren davon unbeeinträchtigt. Die Stärke unseres Gespanns lag in unseren sich ergänzenden Fähigkeiten. Georg war robuster, sportlicher, auch intuitiver, er erfasste instinktiv Menschen, Situationen und Dinge. Ich dagegen war nachdenklicher und analytischer. Zwei Anekdoten aus unserer frühen Kindheit werfen, wie ich meine, Licht auf unsere unterschiedlichen Charaktere.

Im Park von Heimerzheim lebte eine Population Rehe wie in freier Natur. Die Tiere wagten sich manchmal bis nahe an das Haus. Eines Tages fanden unsere grösseren Brüder Tonio und Hermann, damals keine zehn Jahre alt, Gefallen daran, mit Kieselsteinen nach einem Rehbock zu werfen. Georg, im Hintergrund auf einer steinernen Bank sitzend, beobachtete die Szene aufmerksam. Von den Rabauken gereizt, ging der Rehbock plötzlich zum Angriff über. Georg reagierte blitzschnell. Der

fünfjährige Steppke griff nach dem Karabiner, den sein grosser Bruder Tonio an die Bank gelehnt hatte, legte an und nahm das Tier aufs Korn. Peng! Der Rückstoss war so gewaltig, dass Georg, vom Gewehrkolben halb k. o. geschlagen, auf den Rücken fiel. Zum Glück war der Schuss kein Treffer. Aber der Knall der Detonation hatte den Rehbock vertrieben.

Meine Stunde des Ruhms kam – ich war vier Jahre alt – bei einem Mittagessen im Familienkreis. Ein Vetter zu Stolberg-Stolberg war im Ersten Weltkrieg schwer am Kopf verletzt worden. Die Chirurgen hatten ihm das Loch im Schädel, das ihm feindlicher Beschuss gerissen hatte, mit einer Silberplatte verschlossen. Er lebte noch lange nach seiner Verwundung und starb erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ich hatte von diesem ungewöhnlichen ärztlichen Eingriff gehört und wollte mich mit eigenen Augen davon überzeugen. Also kletterte ich heimlich auf einen Stuhl und beugte mich über den Schädel des Vetters. Dort erkundete ich ebenso leise wie sorgfältig die kahle Stelle, an der das Edelmetall glänzte. Dann soll ich ganz enttäuscht gerufen haben: «Das ist gar kein Silber. Da ist ja kein Stempel drauf!» Ein paar Ohrfeigen waren die Quittung für diese vorlaute Feststellung ...

Offen gesagt, interessierte sich mein Vater nie für die schulischen Leistungen seiner Kinder. Nach mehreren Jahren Hausunterricht war es jedoch an der Zeit, uns eine neuzeitliche Bildung angedeihen zu lassen. «Schule», seufzte mein Vater, «ist heutzutage Pflicht. Das ist ärgerlich, aber man muss da nun einmal durch!» Man gab uns in das Aloisiuskolleg in Godesberg am Stadtrand von Bonn.

Tatsächlich stellte sich das Internatsleben als gar nicht schlimm heraus. Heimerzheim war damals weniger als eine Autostunde von der Schule entfernt. Die Jesuiten am Kolleg wollten nicht Geistliche heranziehen, ihre Pädagogik zielte darauf ab, das Heilige und das Profane miteinander zu verbinden und die Flamme des Glaubens in der Dunkelheit der Welt zu bewahren. Frömmigkeit sollte kein Selbstzweck sein, sondern sich zwanglos in den schulischen Stundenplan und in das weltliche Leben fügen und somit den Knaben in Fleisch und Blut übergehen. In den sechs, sieben Jahren, die wir in Godesberg verbrachten, schlug ein solider, echter und keinesfalls überspannter Glaube in uns Wurzeln. Im Grunde genommen lernten wir dort eher eine bestimmte Lebenshaltung, auch wenn die Wissensvermittlung nicht vernachlässigt wurde. Auf jeden Fall lernten wir das Wichtigste, was die Schule uns geben kann: Wir lernten lernen.

Der Leiter des Internats war ein Patriot. Wofür die jesuitische Erziehung seit alters stand – christliche Werte, Humanismus, Ehrgefühl, gegenseitiger Respekt, intellektuelle Strenge und kritische Wachsamkeit –, das hielt er mit Vaterlandsliebe durchaus vereinbar. Bezeichnenderweise wurde keiner meiner Mitschüler späterhin überzeugter Nazi. Diese für meine Generation recht ungewöhnliche Tatsache ist der ausdrücklichen Erwähnung wert.

Frühe Entscheidungen

(1933-1936)

Im Jahr 1933, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war Georg noch keine 18 Jahre alt; ich selbst war gerade 15. Mit anderen Worten, obwohl dieses Ereignis für uns und unsere Familien bestimmend sein sollte, massen wir ihm kaum Bedeutung bei. Unsere Eltern waren zwar weit davon entfernt, der Ideologie der Nazipartei anzuhängen, aber der Weimarer Republik weinten sie auch keine Träne nach.

Wir wussten, was es hiess, als Kriegsverlierer gedemütigt zu werden. Als Bewohner der linksrheinischen Gebiete, die von 1919 bis 1926 unter alliierter Besetzung standen, hatten wir nacheinander Kanadier, Engländer und schliesslich Franzosen – und zwar ausschliesslich Kolonialtruppen – als Besatzer kennengelernt. Sechs lange, bedrückende Jahre der Besetzung in Friedenszeiten. Für uns Deutsche war die Lage unverständlich. Deutschland war im Westen intakt geblieben, es hatte während des Krieges keine Invasion gegeben, und nun in Friedenszeiten, wobei dieser Friedensschluss als ungerecht, weil für das Land ruinös empfunden wurde, standen wir plötzlich unter fremder Besetzung. Eine solche friedliche Besetzung war nicht dazu angetan, die Freundschaft zwischen den Völkern zu stärken. Während der Besetzung des Ruhrgebiets in den Jahren 1923 bis 1926 kam es zu Gewalttätigkeiten und Schikanen. In ihrem Ver-

lauf wurden 111 Personen standrechtlich erschossen, Zehntausende wurden vertrieben. Ein Generalstreik, zu dem Kanzler Cuno aufgerufen hatte, legte das Herz der deutschen Wirtschaft lahm, bald darauf folgte eine verheerende Inflation. Das alles hat die Voreingenommenheit der Rheinländer gegenüber den Franzosen, die seit Jahrhunderten als lästige Nachbarn galten, noch verstärkt. Die Demütigungen durch die Besatzer entgingen meinem kindlichen Blick nicht. Ich erinnere mich, dass meinen Eltern verboten wurde, zur Beerdigung meiner Grossmutter ins französisch besetzte Gebiet zu fahren, weil mein Vater Reserveoffizier gewesen war. Ich erinnere mich ferner, wie wir im Internat Pater Seelen gefeiert haben, weil er es gewagt hatte, beim Anblick französischer Truppen die deutsche Nationalhymne anzustimmen, was auf linksrheinischem Gebiet streng verboten war. Da der Jesuit die niederländische Staatsangehörigkeit besass, konnten ihn die Franzosen nicht verhaften. So praktizierten wir schon in jungen Jahren eine uns gemässe Form des Widerstands.

Mein Vater war ein Europäer *avant la lettre* und alles andere als rachsüchtig. Aber als ehemaliger Offizier des Ersten Weltkriegs war er Patriot und Befürworter der Wiederherstellung Deutschlands mit allen Rechten einer Grossmacht. Dieses Streben teilte er auch uns mit, ohne es uns aufzudrängen. Daher war es ganz selbstverständlich, dass auch unser älterer Bruder Tonio dem Stahlhelm beitrug.

Ich verstehe, dass der heutige Leser den politischen Standort der damaligen deutschen Patrioten misstrauisch betrachten und darin eine unverzeihliche Verflechtung mit den politischen Zielen Hitlers sehen könnte. Wir konnten aber sehr wohl einen Unterschied feststellen.

Wenn wir die Restauration Deutschlands forderten, dann fühlten wir uns dabei genauso wenig im Unrecht wie die Franzosen des Jahres 1914, die die Rückkehr von Elsass und Lothringen in den Schoß Frankreichs forderten.

Ich muss an dieser Stelle von einem Vorfall berichten, der sich zum damaligen Zeitpunkt ereignete und nicht dazu angetan war, den Diktator und seine Mannen in mein Herz zu schliessen. Im Jahr 1934 besuchte der Reichskanzler Godesberg. Von Neugier getrieben, büxte ich zusammen mit einem Klassenkameraden aus dem Internat aus. Wir näherten uns dem Hotel Dreesen, wo sich Hitler aufhalten sollte, und versteckten uns, um ihn wenigstens auf der Freitreppe zu sehen zu bekommen. Doch wir wurden entdeckt, zwei SS-Männer nahmen uns mit. Ohne weitere Umstände schloss man uns in einer Garage ein. Wir hatten eine Heidenangst, dass uns der Internatsleiter, wenn er unsere Abwesenheit bemerkte, bestrafen würde. Unsere Haft dauerte bis zum Anbruch des Morgens, den wir hungrig und schlaflos erwarteten. Nach der Abreise des Reichskanzlers erinnerte man sich wieder an uns und liess uns laufen. Wie durch ein Wunder hatte im Internat noch niemand unsere Flucht bemerkt. So hatten wir an diesem Tag und die ganze Nacht hindurch reichlich Gelegenheit zum Nachdenken.

Ich muss sagen, dass wir Gymnasiasten diesen Zwischenfall und seine Folgen nicht vergessen haben. Unsere Lehrer waren nicht befugt, mit uns über Politik zu diskutieren. Aber wir spürten, wie sehr unseren Lehrern die Ermordung des Dr. Klausener, der der SA die Stirn geboten hatte, nahegegangen war.

Der anrühige Charakter der nationalsozialistischen Bewegung kam auch bald auf andere Weise ans Licht.

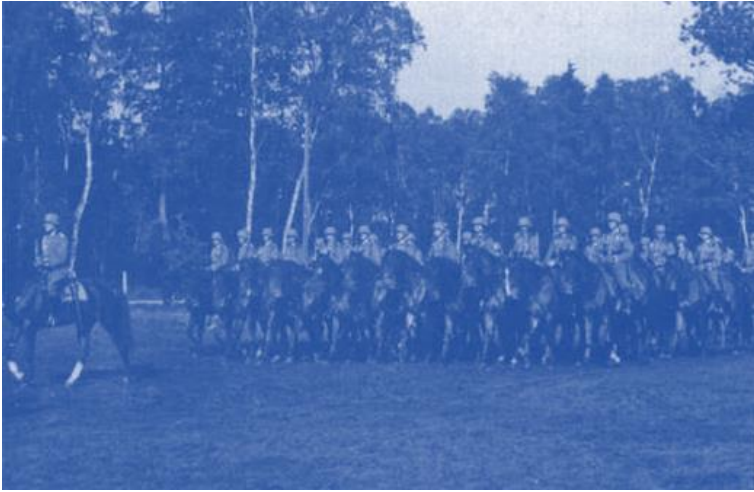
Der Leiter des Internats in Bad Godesberg, Pater Rodewyck, ein Jesuit und ehemaliger Offizier des Ersten Weltkriegs, war gegenüber der neuen vaterländischen Strömung durchaus aufgeschlossen. Doch verstand er die Bestrebungen der Schüler, die unter seiner Obhut standen, in seiner Schule in christlichen Bahnen zu halten und jede Vermengung mit der Naziideologie zu verhindern. Georg hatte schon 1933 innerhalb der Schule eine patriotische katholische Gruppe gegründet, die sich im Geist der Pfadfinder religiös-moralischen Werten verpflichtet fühlte. Das war der Jungstahlhelm. Im gleichen Geist gründete das Jesuitenkolleg auch für die Pimpfe, die Bewegung für die Jüngsten in der Hitlerjugend, eine Gruppe, die ich kurz führte. Deren Veranstaltungen (Zelten in freier Natur, Wanderungen usw.) erschienen noch harmlos. Pater Rodewyck glaubte das Nötige getan zu haben, damit ihm die Zügel bei der Organisation nicht entglitten. Unser Schulleiter wusste um die Gefahr der Vereinnahmung der Seelen seiner Schützlinge in den Jugendbewegungen der Nazis und hielt es für geraten, die schulische Gruppe mit Persönlichkeiten, wie wir es waren, zu infiltrieren.

Um die gleiche Zeit ereignete sich noch ein weiterer Vorfall. Ich gehörte der Marianischen Kongregation an, einem Kreis, der sich der Marienverehrung widmete. Irgendwann im Sommer 1934 gab mir der Stammführer der «Jungvolk»-Schar, übrigens ein sympathischer Junge, zu verstehen, dass meine Mitgliedschaft beim Jungvolk nicht mit solchen Frömmeleien vereinbar sei. Es hiess sich entscheiden. Ich glaubte zu wissen, dass mein Stammführer sich seines Erfolgs sicher war. Er meinte, ich würde ohne Zögern aus der Marianischen Kongregation austre-

ten. Doch das lehnte ich glatt ab. Ich fand es unerträglich, mich vor ein solches Entweder-oder zu stellen. Allerdings muss ich zugeben, dass ich den eigentlichen Grund meiner Ablehnung nicht nannte. Ich schützte vor, dass die Vorbereitung auf das Abitur mir keine Zeit für Veranstaltungen des Jungvolks lasse, und legte deshalb mein Amt nieder. Der Vorwand schien plausibel und wurde akzeptiert.

Im Frühjahr des Jahres 1934 legte Georg das Abitur ab. Sein Berufswunsch stand schon lange fest: Er wollte Offizier werden. Mein Bruder besass Tatendrang und Initiative, er war eine Sportskanone und verfügte über unerschöpfliche Energie und grosse Ausdauer. Er liebte das Leben in freier Natur. Und er interessierte sich für Menschenführung. Alles sprach für diesen Beruf. Eine Karriere beim Militär, so glaubten wir damals etwas blauäugig, sei eine Möglichkeit, seinem Land zu dienen, ohne sich der NS-Herrschaft zu verschreiben. Die Armee schien die einzige Institution zu sein, die ihren Grundsätzen treu geblieben war und dank Korpsgeist und Vitalität ihre Identität und vor allem ihre Eigenständigkeit gegenüber der zivilen Staatsmacht zu bewahren vermochte. Im Jahr 1934, so schien es zumindest, bot die militärische Laufbahn einem jungen Mann wie Georg die Möglichkeit, Tatendrang und Unabhängigkeit miteinander zu verbinden.

Als Nächstes stand die Wahl der Waffengattung an. Georg entschied sich für die Kavallerie. Er hatte die Figur und fast auch das Körpergewicht eines Jockeys. Bei der Musterung monierte man anfangs sein geringes Gewicht. Mein Vater schrieb daraufhin an den Kommandeur und wandte sich auch an das Ministerium. Am Ende räumte auch die Militärbehörde ein,



Berlin, 29. September 1938: Parade des 15. Kavallerie-Regiments von Paderborn zu Ehren Mussolinis. Georg führt die Abteilung; Philipp rechts aussen in der ersten Reihe.

dass Georg, abgesehen von diesem einen Punkt, alle Voraussetzungen erfüllte. Und das bewahrheitete sich. Während seiner Ausbildungsjahre in Militärschulen und dann beim 15. Kavallerie-Regiment in Paderborn verbesserte Georg sein reiterisches Können und verbrachte einen Grossteil seiner freien Zeit auf Rennbahnen. Bis 1939 nahm er an rund hundert Pferderennen teil.

Im Jahr 1936 stand ich vor der gleichen Wahl. Ich hatte eine etwas romantische Vorstellung vom diplomatischen Dienst, der mich faszinierte. Ich hatte deshalb sogar angefangen, Arabisch zu lernen. Ich hatte mir schon die Schriftzeichen beigebracht und konnte auch ein bisschen lesen. Kurze Zeit nach dem Abitur holte ich mir Rat bei meinem Grossvater mütterlicherseits, dem

Baron von Salis-Saglio. Das war ein unabhängiger Geist mit festen Überzeugungen. In seiner Jugend hatte er seinen Abschied vom Staatsdienst genommen, nachdem er wegen der Teilnahme an einer Fronleichnamsprozession nach Ostpreussen strafversetzt werden sollte. In den Rheinlanden, die ursprünglich katholisch waren und nach dem Friedensschluss von Wien zum protestantischen Preussen gekommen waren, zeugte eine solche Haltung von grosser geistiger Unabhängigkeit. Wir hatten Vertrauen in die Richtigkeit seiner Urteile. Mein Grossvater sagte mir geradeheraus: «Mein lieber Junge, in der Diplomatie ist es nicht immer klug, die ganze Wahrheit zu sagen. Unter der Fuchtel der Nazis wird man aber glatt lügen müssen. Nein, das ist nichts für dich! Geh lieber zum Militär, es wird bald Krieg geben.»

Dieser Rat sprach für die Hellsicht meines Grossvaters. Deutschland betrieb unter Missachtung der Bestimmungen des Versailler Vertrages seine Wiederbewaffnung.

Vorerst leistete ich meine Arbeitsdienstpflicht in Merseburg. Meine Gruppe bestand aus fünfzehn Rheinländern und ebenso vielen Bayern. Eine Verständigung untereinander war kaum möglich, weil jeder nur den eigenen Dialekt sprach. Wir sollten gemeinsam einen Deich bauen. Ich war Lokomotivführer mit der Aufgabe, Baumaterial auf die Baustelle zu bringen. Die Stimmung war gar nicht schlecht, wir hatten untereinander das stille Abkommen geschlossen, nicht durch Übereifer zu glänzen. Die Bayern seiften morgens die Gleise ein, damit das Baumaterial nicht zu früh angeliefert wurde. So profitierte jeder davon. Aber wir lebten doch sehr spartanisch, wir schliefen auf Strohsäcken auf dem Betonboden eines Schuppens. Unseren Leitern fehlte jede Bildung. Die ideologischen Schulungen wa-

ren so niveaulos, dass sie immer nach einer Viertelstunde im allgemeinen Gelächter endeten. Doch hütete ich mich, aus dieser Erfahrung eine negative Bilanz zu ziehen: Der Arbeitsdienst war ein weiterer Beleg für die Absurdität verschiedener staatlicher Massnahmen, aber immerhin hatte ich mich dabei abgehärtet und insgesamt hatte ich mich mit meinen rheinischen Landsleuten gut verstanden. Zirka Januar/März 1936 hatte die Remilitarisierung der linksrheinischen Gebiete begonnen. Pulverdampf lag in der Luft, da schien es naheliegend, das Soldatenhandwerk zu erlernen. Im Sommer 1936 absolvierte ich meine militärische Grundausbildung in Döberitz und kam dann zu meinem Bruder in das Reiterregiment in Paderborn. Anfangs war ich aus eigener Sicht nur einfacher Soldat, dann beschloss ich aber, Offizier zu werden wie mein Bruder.

Dass wir schon damals das Regime misstrauisch beobachtet hätten, wäre eine Übertreibung. Im Offizierskorps herrschte eine apolitische Geisteshaltung vor, als ob die aus der Reichswehr hervorgegangene Wehrmacht eine über den politischen Querelen stehende Institution gewesen wäre. Da wir vor allem an unsere militärische Ausbildung dachten und in Kasernen fern der grossen Städte und ohne Zugang zu Zeitungen lebten, waren wir politisch schlecht informiert. Ich muss gestehen, dass die berühmte Enzyklika «Mit brennender Sorge», in der der Nationalsozialismus angeprangert wurde, auf mich keinen grossen Eindruck machte. Ich war damals gerade zwanzig Jahre alt. In diesem Alter vergisst man rasch die von der Kanzel verlesenen Enzyklicken, und zum Zeitvertreib liest man sie gewiss nicht!

Ein wichtiger Punkt entging aber nicht meiner Aufmerksamkeit. Ein Jahr nach der Machtergreifung wurde mein Vater Mitglied der Partei. Er hatte sich weder aus politischem Eifer noch aus Überzeugung, noch aus Opportunismus darum beworben. Vielmehr waren damals Dorfbewohner zu ihm gekommen, und er hatte sich überreden lassen. Mein Vater gehörte zu den führenden Vertretern des rheinischen Adels. Ich glaube, seine Überlegung, die er damals mit vielen Männern seines Standes teilte, war folgende: Hatte er unter Berufung auf sein adliges Herkommen das Recht, sich der breiten Bewegung des nationalen Aufbruchs zu verweigern? Hatte er das Privileg, sich abseits dieser mächtigen Strömung zu halten, die damals Millionen Deutsche mit sich riss? War es vernünftig, dass er, der unter der einheimischen Bevölkerung als ein echter Gentleman galt, eine Distanz wahrte, die als Arroganz oder Standesdünkel, wenn nicht gar als Verachtung gegenüber dem einfachen Volk, das das Gros der Bewegung ausmachte, ausgelegt werden konnte?

Wie dem auch gewesen sein mochte, mein Vater fand bald zu einer reservierten Haltung gegenüber dem Regime zurück, aus der schliesslich offene Missbilligung wurde. Die Naziregierung hatte im Juli 1933 zwar ein Konkordat mit dem Heiligen Stuhl geschlossen, versties aber immer wieder gegen dessen Vereinbarungen. So auch 1937, als sie sich anschickte, die Kreuzfixe aus den Schulen zu verbannen. Mein Vater wollte diesen wenn auch nur symbolischen Angriff auf den christlichen Wesenskern Deutschlands nicht hinnehmen. Seit 1919 hatte sich in der Weimarer Republik ein von Bundesland zu Bundesland verschiedenes, fein austariertes Gleichgewicht in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat herausgebildet.¹ Der diskrete Ein-

fluss der Kirche blieb in allen Bereichen der schulischen Bildung und Erziehung erhalten. Die Nazis wollten diesen Status quo nach und nach untergraben, womit sie ihre totalitären Ziele zu erkennen gaben. Mein Vater trat deshalb 1938, gerade als der Anschluss Österreichs eine allgemeine Beitrittswelle auslöste, aus der Partei aus. Im Gegenzug zwangen die Nazis ihn, den Vorsitz in verschiedenen Verbänden, darunter dem nationalen Jagdverband, niederzulegen.

Ein weiterer Anlass zur Beunruhigung war die staatliche Diskriminierung der Juden. Von diskriminierenden Vorschriften, deren Zahl so rasch anwuchs, dass man bald den Überblick verlor, ging man staatlicherseits zu öffentlichen Demütigungen, zu physischer Verfolgung und schliesslich zu offener Gewalt über. In unserem Heimatort Heimerzheim wohnten drei jüdische Familien. Angesichts der drohenden Gefahr riet mein Vater ihnen, so rasch wie möglich ins Exil zu gehen, und bot sogar an, die Reisekosten zu übernehmen. Zwei Familien befolgten seinen Rat und wanderten nach Amerika aus. Das Oberhaupt der dritten Familie, ein gewisser Moses, schlug das Angebot aus. Er glaubte, ihn als Träger des Eisernen Kreuzes, das er im Ersten Weltkrieg erworben hatte, würde man nicht behelligen. Das stellte sich als fataler Irrtum heraus. Er ist mitsamt seiner Familie wenige Jahre später verhaftet worden. Wir haben nie wieder von ihm gehört.

Auch wenn wir in der Kaserne nur unzureichend informiert waren, drang im November 1938 die Nachricht von der «Reichskristallnacht» auch bis zu uns. In unserer Lokalzeitung hiess es lediglich: «Drei Geschäfte in der Westernstrasse verwüstet.» Wir ahnten nicht, dass es Ausschreitungen in ganz

Deutschland gegeben hatte. Die ganze Wahrheit erschloss sich uns erst nach und nach bei Gesprächen mit unseren Soldaten, deren Familien aus verschiedenen Regionen Deutschlands stammten. Ich erinnere mich auch, dass wir unter Offizieren und Offiziersanwärtern ganz offen darüber diskutierten. Die öffentliche Ordnung stand für uns niemals zur Disposition. Ein Pogrom trat das Recht mit Füßen und verletzte die öffentliche Ordnung in einer Weise, die in einem zivilisierten Staat nicht geduldet werden durfte. Wir stimmten alle – vielleicht ein wenig blauäugig – darin überein, dass, wären wir an Ort und Stelle gewesen, wir von unserem Recht auf Notwehr unter Berufung auf die einschlägigen Artikel Gebrauch gemacht hätten. Unser Kommandeur versicherte uns, dass sich die Justiz der Sache annehmen werde. Als wir dann das ganze Ausmass der Ausschreitungen zur Kenntnis nehmen mussten, glaubten wir eine Weile, dass sich die Generäle zu Wort melden würden. Wir hielten es für unmöglich, dass man in Deutschland das Recht ungestraft verletzen durfte. Doch ausser den Versicherungen unseres Kommandeurs geschah nichts.

Doch davon abgesehen lief der militärische Alltag im Reiterregiment ungestört weiter. Die Pflege einer Kameradschaft war wichtiger, als den aufgeklärten Bürger zu spielen. Sportliche Ertüchtigung ging vor politische Diskussion. Springreiten und Dressur waren unsere täglichen Beschäftigungen. Ich war in sportlicher Hinsicht weniger begabt als Georg und musste meinen Rückstand aufholen. Um beschämende Resultate bei den Rennen zu vermeiden, musste ich mein Gewicht gewaltig reduzieren und von Dienstag bis Samstag strenge Diät halten. Das war eine harte Schule, aber ich lernte auch viel, denn mein Chef

war Rudolph Lippert, der Olympiasieger der Olympischen Spiele von 1936. Die sportliche Ausbildung war sehr motivierend. Sommers wie winters fuhren wir frühmorgens mit dem Motorrad die 30 Kilometer lange Strecke nach Quelle bei Bielefeld. Dort gab es eine schöne Pferderennbahn, wo das Regiment für seine Offiziere Rennpferde bereithielt. Die Pferde warteten schon gesattelt auf ihre Reiter. Wir stiegen auf, legten zwei, drei Runden auf der Rennbahn zurück und gaben dann die Zügel einem Stallknecht, der das Pferd versorgte. Dann schwangen wir uns wieder aufs Motorrad und kehrten in die Kaserne zurück, wo wir gleich unter die Dusche gingen. Unsere Ordonnanzen erwarteten uns mit Handtüchern und frischer Uniform. Halbwegs erholte traten wir zum Appell um 7 Uhr 30 an. Nun begann unser eigentlicher Dienst, der zusätzliche Reitstunden umfasste.

Den Vorgang des Anschlusses Österreichs an das Deutsche Reich betrachteten viele mit Wohlwollen. Wir hatten Angehörige im Nachbarland, wo die wirtschaftliche Lage viel schlechter war als bei uns. Nun konnte es für alle Beteiligten nur besser werden, so schien es. Doch im März 1938, kurz nach dem Anschluss, wurde unser Vetter Wilhelm Emmanuel von Ketteier, den wir von Besuchen in Heimerzheim kannten und der mit meinen älteren Brüdern eng befreundet war, in Wien von der Gestapo ermordet. Er war damals Attaché beim Botschafter Franz von Pappen. Die Gestapo hatte ihn in der Badewanne ertränkt, anschliessend das Verbrechen als Selbstmord ausgegeben und die Leiche in die Donau geworfen, an deren Ufer sie Wochen später entdeckt wurde. Dass sich Ketteier angeblich nach Devisenbetrügereien das Leben genommen habe, wurde aber von Anfang an angezweifelt. Das bestätigte sich, als ein

Angehöriger der Gestapo sich gegenüber einem Oppositionellen äusserte, dieser werde das gleiche Schicksal erleiden wie unser Vetter. Da alle von Papen kannten, herrschte Unverständnis, warum dieser nicht zurücktrat. Wie sich später herausstellte, gehörte Ketteier einer kleinen konservativen Widerstandsgruppe gegen Hitler an. Die Gruppe wurde erst durch die Ermordung Jungs, Boses und dann Kettelers vernichtet. Ich hatte also genügend Gründe, dem Regime zu misstrauen, obwohl wir zum damaligen Zeitpunkt niemals Hitler persönlich hinter einem solchen Verbrechen vermutet hätten.

Der Schattenkrieg

(1939-1940)

Bei Ausbruch des Krieges am 1. September 1939 wurde das Paderborner Kavallerie-Regiment, das für uns zur zweiten Familie geworden war, wie alle übrigen dreizehn Kavallerie-Regimenter, über die die Wehrmacht vor der Mobilmachung verfügte, aufgelöst. Die Kavallerie-Regimenter gliederte man in 52 Schwadronen, die über die 33 Infanteriedivisionen verteilt wurden. Sie gehörten fortan zu den Aufklärungsabteilungen, deren Aufgabe darin bestand, durch Ausspähen, Errichtung von Brückenköpfen, kurz Handstreich aller Art, den folgenden schweren Kampfverbänden den Weg zu bahnen. Die einzelnen Aufklärungsabteilungen, die gut tausend Mann umfassten, bestanden aus einem Stab und dessen nachgegliederten Zügen (Intendantur, Verpflegung, Nachrichten ...), einer Reiterschwadron, einer Radfahrerschwadron und einer motorisierten schweren Schwadron. Alle waren sehr gut mit Fernmeldetechnik (Funk) ausgestattet.

Die ersten Kriegsmonate verliefen recht ruhig. Georg und ich standen an der Grenze zu Luxemburg und Frankreich, Georg in der 6. Infanteriedivision und ich in der 86. Georg war Chef der Reiterschwadron, und in ihr diente auch unser älterer Bruder Tonio als Reservist. Tonio befehligte einen fünfzig Mann starken Reiterzug. Tatsächlich ging auch dieser Schattenkrieg selbst an einem eher ruhigen Frontabschnitt nicht ohne Kämpfe ab.

Schon am 8. September rückten gleich sechs Divisionen der französischen 4. Armee mehrere Kilometer zwischen Forbach und Bitche auf deutsches Gebiet vor und näherten sich der rückwärtig gelegenen Siegfriedlinie. Es kam zu Scharmützeln zwischen Georgs Einheit und den Franzosen. Ich musste die Rückeroberung einer französischen Stellung leiten. Die Überraschung des Gegners war vollständig, denn er hatte nicht damit gerechnet, dass wir den Angriff von der schwierigsten Seite führen könnten. Die Franzosen zogen sich im Oktober aus unserem Abschnitt zurück.

In dieser Zeit, in der der Krieg halb eingeschlafen war, führten die Offiziere die Ausbildung der im Sommer eingezogenen Reservisten zu Ende und widmeten sich bei Herbstanbruch der Jagd in den wildreichen Wäldern an den Ufern der Mosel.

Ein Handstreich für den Sieg

(9. Juni 1940)

Am 16. Mai, wenige Tage nachdem die deutschen Panzerdivisionen die französische Verteidigungslinie durchbrochen hatten, rückte die 6. Infanteriedivision als Teil der 4. Armee in der Heeresgruppe B in Frankreich ein. Am 28. Mai erreichte sie die Somme und bog nach Südwesten ab. Die Heeresgruppe B sollte Paris von Norden und Westen in die Zange nehmen, während die Heeresgruppe A, über die Aisne kommend, die Ostflanke der Hauptstadt bedrohen und dann weiter Richtung Burgund ziehen sollte.

Am 9. Juni sollte die 6. Division die Seine überqueren und auf der Höhe des Städtchens Les Andelys einen Brückenkopf errichten.¹ Gegen Mittag hatten die Franzosen die Brücke bei Les Andelys gesprengt, ehe sich ein Trupp deutscher Pioniere ihrer bemächtigen konnte. Der Tag hatte für die Deutschen hektisch und wenig erfolgversprechend begonnen. Die Aufklärungsabteilung 6 zog mehrere Kilometer weit seineaufwärts, doch gegen 15 Uhr sprengten die Franzosen auch die Brücke bei Courcelles.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Georgs taktisches Gespür. Er hatte einen schwachen Punkt in der französischen Verteidigung entdeckt. Gegenüber dem Gehöft Mousseaux bestand sie nur aus wenigen Soldaten ohne Verbindung zur Artillerie. An derselben Stelle verengte sich der Strom auf zirka 180 Meter.

Das unbefestigte Ufer war schlammig, mit Gestrüpp und Dornengebüsch bewachsen und lud wirklich nicht zum Baden ein! Aber Georgs Entschluss stand fest. Auf Schlauchboote sollte nicht gewartet werden, dabei hätte man kostbare Stunden verloren. Georg stellte eine Gruppe guter Schwimmer zusammen. Zwölf Mann unter Führung meines Bruders entkleideten sich im Handumdrehen und gingen, nur mit Karabinern und Handgranaten bewaffnet, ins Wasser.

Die übrige Schwadron hatte den Befehl, den Angriff mit Maschinengewehrfeuer zu unterstützen. Drei Männer ertranken, vermutlich wegen des Kälteschocks und der allgemeinen Erschöpfung nach fast vier Wochen ununterbrochenem Einsatz. Obendrein war die Schwadron seit zwei Tagen ohne Verpflegung.

Der Überraschungseffekt war total. Die Franzosen hatten mit dem Angriff von einer Handvoll Reiter, die blitzschnell zu Amphibien geworden waren, nicht gerechnet. Georgs kleine Schar verschnaufte kurz auf einer Insel mitten im Strom. Ein paar französische Schützen hatten sich im Gebüsch des gegenüberliegenden Ufers versteckt, doch das deutsche MG-Feuer vertrieb sie sehr schnell von ihrem Posten. Das linke Seineufer war fortan ohne Verteidiger. Georg und seine Männer gingen rasch an Land und erklimmen die Uferböschung. Oben angekommen, mussten sie erst einmal anhalten. Das vor ihren Augen liegende Dorf Grand-Villers wurde verteidigt. Ohne Artillerieunterstützung anzugreifen, wäre vermessen gewesen. Gewiss war auch schon längst Alarm gegeben worden, die französische Verstärkung musste bereits unterwegs sein. Doch die kleine Schar hatte einen Brückenkopf errichtet. Mit den Schlauchboo-

ten kamen nun weitere Männer und Material. Binnen weniger Minuten landeten sechzig Mann mit Minenwerfern auf dem linken Seineufer. Eine Stunde später war die gesamte Schwadron, Reiter und Pferde, auf dem anderen Ufer.

Wenig später nahm die Reiterschwadron unter Führung meines Bruders Tonio das Dorf Grand-Villers ein. Georg und seine Männer brachten eine motorisierte Kolonne auf der Strasse nach Les Andelys zum Stehen. Zwanzig Minuten später brachten sie die Gespanne eines Artilleriezuges in ihre Gewalt. In den folgenden fünfzehn Stunden versuchten die Franzosen viermal, das Dorf zurückzuerobern, jedoch ohne Erfolg.

Auch wenn am 9. Juni die Würfel eigentlich schon gefallen waren, ging Georgs Handstreich in den Wehrmachtsbericht ein und machte Georg zum Helden des Tages. Es war das Echo auf den Handstreich bei Sedan am 10. Mai. Mit der Überquerung der Seine konnte Paris von der Flanke her angegriffen werden. Damit war dem Gegner jede Hoffnung genommen, das Blatt noch zu wenden.

Am 16. Juni zeichneten sich Georg und seine Männer erneut aus. Schauplatz war der Ort Marchainville unweit von Château de Persay. Die Franzosen schlugen sich tapfer. Eine Artilleriebatterie hielt den Vormarsch der Deutschen auf. Georg gelang es, mit seiner Schwadron die Stellung zu umgehen und überraschend von hinten anzugreifen. Auf beiden Seiten gab es keine Verluste, die Franzosen ergaben sich sofort. Die Beute war nicht zu verachten: drei 7,5-cm-Geschütze, Lkws, Gespanne und ... ein reichliches Mittagessen. Zur Verblüffung der Franzosen requirierte Georg den Proviant und sagte lachend: «Fifty-fifty.» Franzosen und Deutsche machten sich Seite an Seite über

das Essen her. Bei diesem improvisierten Picknick stellte sich fast Sympathie füreinander ein, bis plötzlich mehrere französische Panzer anrollten. Das Kräfteverhältnis schlug damit um, mit dem Scherzen war es nun vorbei. Georg und seine Männer packten ihre Sachen, liessen Proviant und Tischgenossen stehen und machten sich aus dem Staub. Verluste an Menschenleben zu vermeiden und den Konflikt zu entdramatisieren, das waren die Grundsätze meines Bruders im militärischen wie im menschlichen Handeln.

Das Abkommen

(17. Juni 1940)

Während Georg seine Männer durch das Pariser Becken führte, war ich Adjutant der Aufklärungsabteilung 186 in der 86. Infanteriedivision der Heeresgruppe A. Wir waren von Hermeskeil bei Trier losmarschiert, hatten Luxemburg durchquert und waren bei Sedan auf französisches Territorium vorgedrungen. Nach schweren Kämpfen bei Rethel standen wir auf der Hochfläche von Langres, um in weitem Bogen zur Schweizer Grenze vorzustoßen.¹

Am 17. Juni stand meine Abteilung in Aillanville in der Nähe von Grand. Ich vertrat den gerade abwesenden Kommandeur. Wir sollten den einige Kilometer weiter südlich gelegenen Marktflecken Prez angreifen. Ein Zwischenfall vereitelte diesen Plan. Der Artillerieoffizier Auer hatte seinen mit einem Autoradio ausgestatteten Privatwagen in den Feldzug mitgenommen. Am späten Nachmittag kam er nun mit einer Meldung zu mir, die er gerade im französischen Rundfunk mitgehört hatte. Danach sollte Marschall Pétain die Deutschen um einen Waffenstillstand gebeten haben. Ich bat Rudolf von Gersdorff, den für die Operationen zuständigen Chef des Divisionsstabs, der zu uns nach vorn gekommen war, um seine Meinung. Die Rundfunkmeldung war nicht amtlich, ein Waffenstillstand war nicht bestätigt, noch gab es einen förmlichen Befehl zum Angriff auf

Prez. Aber wir hielten die Meldung für so bedeutsam, dass eine Änderung unseres militärischen Vorgehens gerechtfertigt schien. Für uns war klar, dass es unnötig, ja sogar verbrecherisch gewesen wäre, unter diesen Umständen weiteres Blut zu vergiessen. Wir taten also den ersten Schritt – was für Offiziere einer siegreichen Armee sicherlich ungewöhnlich war – und suchten Kontakt mit dem Gegner.

Wir liessen uns von einem gefangen genommenen Oberst erläutern, an welchen Stellen die Strasse nach Prez vermutet war. Mit einer weissen Fahne, die wir an einem Besenstiel befestigt hatten, und einem Signalthorn traten wir die Fahrt im Auto an. In diesem noblen Gefährt näherten sich Gersdorff und ich den französischen Stellungen. Eine Wache fragte uns nach unserem Begehren. Man holte den Offizier, der die französische Einheit befehligte. Es war ein einfacher Leutnant, der wie ich seinen zum Befehlsempfang fortgeeilten Bataillonschef vertrat. Der Leutnant liess uns erst die Augen verbinden und führte uns dann zum Befehlsstand des Bataillons. Es war 17 Uhr. Der Franzose wusste nichts von einem Waffenstillstandsersuchen und beteuerte, er habe Order, die Stellung bis 19 Uhr zu halten. Erst dann würde er sich zurückziehen. Unter Gentlemen verständigten wir uns darauf, dass sich die Deutschen nach 19 Uhr in Marsch setzen und erst nach Abzug des letzten Franzosen ins Dorf einrücken würden.

Froh über diese Abmachung kehrten wir nach Aillanville zurück. Gersdorff bat mich, über die Einhaltung der einzelnen Punkte der Abmachung zu wachen und fuhr zum Divisionsstab zurück, den er vor mehreren Stunden verlassen hatte und zu dem er nun unbedingt zurückkehren musste.

Kurz darauf kam zu mir der Oberstleutnant Doege, dessen Infanterieregiment auf dem Weg nach Süden war. Er teilte mir kühl seine Absicht mit, Prez anzugreifen.

«Herr Oberst, das ist unmöglich», entgegnete ich. «Wir haben mit den Franzosen ein Waffenstillstandsabkommen getroffen.»

Ich erklärte ihm knapp die Lage. Der Oberstleutnant wollte davon aber nichts hören, sei es, dass er sich durch eine Waffentat auszeichnen wollte, sei es, dass er meinen Worten keinen Glauben schenkte. Er kaufte mir jedenfalls die ganze Geschichte nicht ab.

«Es tut mir leid, aber ich gebe den Befehl zum Angriff.»

Als ich sah, dass der Oberstleutnant zum Handeln entschlossen war und dass sein törichter Entschluss wahrscheinlich Dutzenden Soldaten beider Seiten das Leben kosten würde, setzte ich alles auf eine Karte. So ruhig wie möglich und im vollen Bewusstsein, welche disziplinarischen Folgen mein Handeln haben könnte, zog ich meine Pistole und zielte auf den Oberstleutnant.

«Und mir täte es leid, Sie erschiessen zu müssen, falls Sie diesen Befehl geben», sagte ich ganz ruhig.

Der Oberstleutnant bekam einen Wutanfall. Doch da er die Waffe auf sich gerichtet sah und da ich einen entschlossenen Eindruck machte, gab er auf. Das französische Bataillon war gerettet. Alles verlief wie abgemacht und ohne Blutvergiessen. Der Vorfall war nur wenigen bekannt. Man bemühte sich, ihn zu vertuschen, aber zumindest in den verschiedenen Stäben zirkulierte die Geschichte und bekam Legendencharakter. Nach manchen Versionen sollte ich tatsächlich geschossen haben. Die Anekdote wurde weiter ausgeschmückt, und darüber ver-

gass man Gott sei Dank die Namen der beiden Hauptakteure. Doege und ich vermieden es, uns bei irgendwelchen Treffen «zu sehen». Als ich Mitte des Jahres 1942 zum Heeresgruppenstab Mitte kam, wurde ich von mehreren neuen Offizierskameraden mit den Worten begrüßt: «Ach, Sie sind also der Mann mit der Pistole!» Da wusste ich, dass Gersdorff, der schon zum Stab gehörte, geplaudert hatte.

Ein Blitzfeldzug

(Juni-November 1941)

Mit dem Ende des Frankreichfeldzugs begann für uns eine fast neunmonatige Ruheperiode. Die Pause wurde genutzt, um die Männer und ihre Pferde auszubilden. Vor allem aber gab es Zeit zum Jagen. Das Schicksal meinte es gut mit mir: Ich hatte mein Quartier südlich von Orleans mitten in der Sologne, dem Paradies der Jäger. Ich wohnte dort in einem Landhaus, deren Besitzer, reiche Pariser, weiter in den Süden geflüchtet waren. Diese Monate sind mir angenehm in Erinnerung, denn damals empfanden die Franzosen die deutsche Besatzung offenbar noch nicht als so schwere Last, und sie entfachte keine Feindseligkeiten.

Mein Bruder Georg hatte es nicht so glücklich getroffen. Seine Schwadron war den Sommer über in Chaunay an der Strasse von Poitiers nach Angoulême stationiert. Chaunay lag fast schon im Süden. In diesem Gebiet des Département Vienne fühlte man sich schon wie in der Charente. Die waldarme, wenig gepflegte Gegend war kein gutes Jagdrevier, zumal Wilderer die spärliche Fauna zusätzlich dezimiert hatten: kein Hochwild, keine Treibjagden, keine Enten, keine Rebhühner; nur streunende Katzen – die Georg nicht ausstehen konnte –, Hunde und Spatzen. Doch gleichviel, am 23. Juli, wenige Tage nach seiner Einquartierung, veranstaltete Georg seine erste Jagd und lud dazu seinen Bataillonschef ein.

Georgs Vorgesetzter hatte sein Quartier gut fünfzehn Kilometer entfernt von ihm, und die Division war über das gesamte Département Vienne verteilt. Mein Bruder logierte in einem grossen Herrenhaus mit Blick auf den Dorfplatz und regierte souverän über seine 250 Mann und die dortige Dorfbevölkerung. Dennoch hatte seine Schwadron keinen faulen Lenz: Den ganzen Sommer über musste sie den Rückfluss der Flüchtlinge regeln, die erst aus dem Norden nach Süden geflohen waren und nun auf der Nationalstrasse 10 langsam wieder nordwärts zogen. Eine Kolonne von Fahrzeugen, beladen mit Matratzen, Fahrrädern, Küchenutensilien und Gepäck aller Art, dehnte sich in brütender Hitze – bis zu 50°C in der Sonne – bis zum Horizont. Georg und seine Männer erlebten die Zornesausbrüche der aufgebrauchten Bevölkerung. Doch noch war keine Revolte zu spüren. Die Franzosen hatten noch nicht das Gefühl der Niedergeschlagenheit, das sich oft nach einer totalen und andauernden Niederlage einstellt. Sie stöhnten nicht unter der fremden Besatzung. Noch gab es nicht die Spirale aus Sabotageakten und Vergeltung, auch nicht die Verfolgung und Deportation. Man musste miteinander auskommen, ein auf gegenseitige Achtung gegründeter Umgang stellte sich ein.¹

Bald war Georgs Aufenthalt im Département Vienne zu Ende. Seine Division sollte an den ultrageheimen Vorbereitungen zur Invasion Englands teilnehmen. Ab September 1940 wurde sie in Richtung Ärmelkanal abgezogen und ins Grenzgebiet der Départements Cotentin, Calvados und Orne verlegt. Georg bildete dort seine Männer intensiv aus.

Aber dann zog die 6. Infanteriedivision doch nicht gegen England. Trotz heftiger Bombardements und sich abwechseln-

den Friedensangeboten und Drohungen gab das isolierte und geschundene Grossbritannien nicht nach und zweifelte nie am Sieg. Im März 1941 wurde die 6. Infanteriedivision nach Ostpreussen an die Grenze zu Polen in unmittelbarer Nähe der Demarkationslinie zur Sowjetunion verlegt. Der Generalstab liess nichts durchblicken, doch selbst dem Dümmersten musste die wachsende Truppenkonzentration und die Energie, mit der der neue Abteilungskommandeur, Major Hirsch, die Grenze erkunden liess, auffallen. Dass es sich um die Vorbereitungen für einen Angriff auf die Sowjetunion handelte, war offensichtlich. Die 6. Infanteriedivision schlug im Morgengrauen des 23. Juni 1941 los. Die 86. Infanteriedivision, in der ich als Offizier diente, wurde erst Wochen später aus Frankreich herangeführt und in die Offensive geworfen. Wir waren daher beim ersten Zusammenstoss mit dem Gegner nicht dabei.

Bei Kriegsbeginn spielt eine Aufklärungseinheit eine ausschlaggebende Rolle. Die Truppe hatte vielfältige Aufgaben: Erkundung des Terrains, im Handstreich Gefangene oder Beute (Munition und Karten) machen, den Gegner ohne Einsatz grosser Truppenkräfte immer wieder stören, um dessen Kampfmoral zu brechen, Scharfschützen vertreiben, die Verbindung halten zwischen Truppenkolonnen, die unterschiedlich schnell vorankommen (Guderians Panzerdivisionen liessen die Infanterietruppen weit hinter sich).

Am 18. Mai, im Vorfeld der Invasion, hatte das Oberkommando der 9. Armee eine Verdoppelung der als Eliteeinheit geltenden 6. Aufklärungsabteilung beschlossen. Ein Truppenteil wurde unter dem Namen Vorausabteilung und weiterhin unter Major Hirschs Befehl direkt der Leitung der Heeresgruppe un-

terstellt. Georg, der schon bald zum Rittmeister ernannt werden sollte, erhielt das Kommando über eine Aufklärungsabteilung, die fortan aus einer Reiterschwadron und einer Radfahrerschwadron bestand und durch einen Nachrichtenzug, einen Geschützzug, ein schweres MG und einen Flakzug verstärkt wurde. In den ersten Stunden des Angriffs zeigte seine Truppe ihr Können. Schon am Abend des 22. Juni hatte sie ihr Ziel erreicht, die Errichtung eines Brückenkopfes über die Memel. Nach zehn Kilometern Vormarsch durch sumpfiges und waldiges Gelände stiess Georg auf den erbitterten Widerstand des Gegners. Am 25. Juni waren die Aufklärungsgruppen wieder vereinigt, aber bereits dieser kurze Zeitraum, in dem die Kavallerieeinheit zum ersten Mal selbständig eingesetzt worden war, hatte genügt, die Flexibilität dieser Truppe in jeder Lage zu beweisen.

Mitte Juli zeichnete sich Georgs Aufklärungsschwadron erneut aus. Dank ihres Einsatzes konnte die 6. Infanteriedivision fast ohne Verluste die Zitadelle von Polozk an der Düna einnehmen. Am 27. Juli, kaum einen Monat nach dem Beginn des Angriffs, hatte die 6. Aufklärungsabteilung bereits tausend Kilometer in Eilmärschen zurückgelegt. Die erschöpften Infanteristen hatten trotz der umsichtigen Pflege durch Sanitäter wundere Füsse. Die Fahrzeuge waren zerbeult und weiss vor Staub; Rundhölzer dienten als Stossstangen. Sie quälten sich über holprige Schlaglochpisten, versanken bis zu den Achsen im Staub, kratzten mit dem Getriebegehäuse über den Boden. Die Motoren husteten, spuckten Öl, verloren Schrauben und Muttern. Und wenn die Kolonnen wie durch ein Wunder auf feste Strassen kamen und endlich Gas geben konnten, nebelte jedes

Fahrzeug das folgende mit einer Staubfahne ein. Ganz anders die Pferde. Sie zogen, unbeeindruckt von Sumpf und Sand, ihren Weg, sofern die Schwadronen etwa too Meter Abstand zu einander einhielten. Sie umgingen mühelos Hindernisse, versanken in sumpfigem Gelände bis zum Bauch im Wasser, trabten und kamen immer pünktlich am vereinbarten Treffpunkt an. Allerdings konnte die berittene Truppe nicht allein vorrücken. Sie war zwar sehr beweglich, aber auch verletzlich. Bei Handstreichern musste sie stets Verluste hinnehmen, wenn die Männer nicht ausreichend Artillerieunterstützung bekamen.

Bis Mitte Juli kamen die Einheiten, in denen Georg und ich dienten, sehr rasch voran. Wir waren auf dem Weg nach Moskau und folgten demselben Streckenverlauf wie Napoleon. Der Gegner leistete nur schwachen Widerstand, seine Kampfmoral sank rapide. Vor dem Hintergrund der Auflösungstendenzen der russischen Armee, die auch noch eine Taktik der verbrannten Erde anwandte, war uns das Volk im Land selbst ausgesprochen wohlgesonnen.² Daher sahen wir dem Ausgang des Feldzugs optimistisch entgegen. Wir dachten, dass das Schicksal der Russen binnen sechs Wochen besiegelt sei. Doch Russland war nicht Frankreich. In einem Land mit einer Fläche von zig Millionen Quadratkilometern war ein Blitzkrieg nicht möglich.

Ende Juli kam die Front zum Stehen. Der Gegner hatte sich in diesem Bereich wieder gefangen. Die direkte Bedrohung Moskaus konnte nicht ohne Antwort bleiben. Die 6. Infanteriedivision musste in der Nähe von Borki an der Mescha in Verteidigungsposition gehen. Der August war hart, täglich gab es Feindberührungen. Georgs Einheit, die unter dem Kommando

des 58. Infanterieregiments stand, wurde zur Aufklärung an der linken Flanke der Division eingesetzt, wo die Russen nach dem Übergang über die Düna vorgedrungen waren. Am 1. August gelang es den Reitern, ein viermal stärkeres feindliches Bataillon auf das andere Ufer zurückzuwerfen. Am 2. August musste die Aufklärungsabteilung dem koordinierten Angriff von zwei russischen Kavalleriedivisionen standhalten und wurde dabei eingekreist. Die Schwadron meines Bruders wurde eilends zu ihrer Stammabteilung zurückgeführt. Die Zeit drängte. Obwohl die Dämmerung schon hereinbrach (es war 19 Uhr), überraschte Georg den Gegner noch mit einem Angriff auf die Südflanke zwischen Agejewa und Schichowa. Mit Artillerieunterstützung konnte er dem Gegner schwere Verluste zufügen. Die Kämpfe hielten die ganze Nacht und den Tag darauf noch an. Am übernächsten Tag hörten die russischen Angriffe auf, die Verbindung zwischen der Division und seiner Aufklärungsabteilung war wieder hergestellt.

Bei diesen Kämpfen kam es zu einem dramatischen Zwischenfall. Am Abend des 4. August wurde Tonio, der direkt unter Georgs Befehl stand, bei einem Gefecht von einer Kugel getroffen und stürzte vom Pferd. Er blieb auf dem Schlachtfeld liegen, während Georg und seine Reiter den flüchtigen Russen nachsetzten. Die herbeigeeilten Sanitäter stellten im Dämmerlicht eine schwere, aber nicht tödliche Verletzung am Bauch fest. Man brachte den Verletzten ins Feldlazarett. Er starb zwei Tage nach der erfolgreichen Operation an einer Embolie. Man begrub ihn in einem nahen Friedhof neben einer alten Kirche, die von den Sowjets als Scheune benutzt wurde. Georg und ich waren erschüttert. Immerhin hatten wir Gelegenheit, uns am 26.

und 27. August zu sehen, da sich meine Division in einem benachbarten Frontabschnitt aufhielt. Die gemeinsam verbrachte Zeit spendete uns ein wenig Trost. Doch leider blieb es nicht das einzige Opfer der Familie, das uns in jenem Jahr auferlegt wurde, denn am 30. November verloren wir auch noch unseren jüngsten Bruder Wilderich.

Anfang Oktober gingen wir wieder in die Offensive. Georgs Division drang in sumpfiges, für Kraftfahrzeuge unpassierbares Gelände vor. Bei dem viel zu milden Herbstwetter kamen die Truppen nur schwer voran. Der Frost liess auf sich warten, stattdessen regnete es ununterbrochen. Die Wege verwandelten sich in Morast. Die Lkws quälten sich durch Schlamm und blieben aus Benzinmangel liegen, der Nachschub kam nicht nach. Zu manchen Zeiten hatten Georg und seine Reiter mehr als 100 Kilometer Vorsprung vor ihrer Division. Im Oktober war das Schicksal des Krieges eigentlich schon besiegelt, denn es wurde deutlich, dass Moskau nicht vor Dezember und damit vor dem Einbruch des gefürchteten russischen Winters zu erobern war. Die Offiziere dachten an den französischen Feldzug des Jahres 1812 mit all den düsteren Erinnerungen, die mit ihm verbunden waren. Der Herbst hatte unseren Vorwärtsdrang gebremst, der Winter würde uns schliesslich festnageln.

Aber noch war es nicht so weit. Unterdessen erfüllte die 6. Infanteriedivision ihren Auftrag. Ende Oktober folgte sie der Wolga stromabwärts, umging nördlich die Hauptstadt und erreichte Kalinin. Georg und seine Männer setzten auf das feindliche linke Ufer der Wolga über. Sie drangen bis zur Tma, einem Seitenfluss des grossen Stromes, vor; in wenigen Stunden

erkundeten sie mehrere Dutzend Quadratkilometer, nahmen das Gelände auf und gaben wichtige Kenntnisse für den weiteren Vormarsch an den Generalstab weiter. Am 15. November legten sie eine beeindruckende Bilanz des Feldzugs vor. Sie hatten fast 1'300 Kilometer zurückgelegt und eine für die nur 200 Mann starke Einheit beeindruckende Kriegsbeute erzielt: 700 Gefangene, 175 Pferde, 60 Gespanne, 10 Lkws, 1 Panzer! Diese Liste ging mit den besten Genesungswünschen an alle Verwundeten der Schwadron, die in verschiedenen Lazaretten lagen.

Auch die Division, zu der ich gehörte, konnte sich mit ihren Ergebnissen sehen lassen. Bis Smolensk hatte es fast keine Verluste gegeben. Die Kämpfe um Smolensk dauerten vom 10. Juli bis 10. September. 300'000 sowjetische Soldaten und 3'000 Panzer waren eingekreist worden. Die Kämpfe waren heftig, aber insgesamt war der Vormarsch leicht. Die Russen waren nicht bereit, für Stalin ihr Leben zu geben. Wir gaben ihnen die Kirchen zurück, die seit Jahren geschlossen waren oder als Scheunen genutzt wurden. Der berüchtigte Kommissarbefehl, der vorsah, gefangen genommene Politkommissare sofort zu erschossen, erreichte nie meine Einheit und wurde auch in meiner Umgebung nicht ausgeführt. Unter diesen Umständen ergaben sich ganze russische Bataillone. Eines Tages hatte ich Leutnant von Nagel mit ein paar Männern auf Patrouille östlich von Wilna geschickt. Am Abend kam er mit gut 2000 Gefangenen zurück, alle noch in voller Ausrüstung. Die 16 Mann der Abteilung hatten nicht ausgereicht, die Russen zu entwaffnen. So ritten sie wie Hirten neben einer friedlichen Herde her. Der Anblick war unglaublich; meines Wissens hat es etwas Vergleichbares in der jüngeren Militärgeschichte nicht gegeben.

Einige Wochen nach dem Ende der Kämpfe um Smolensk erhielt ich vom kommandierenden Divisionsgeneral den Auftrag, eine Furt zum Übergang über die Wolga bei Kalinin auszukundschaften. Wegen des Schlamms war an eine Mitnahme des Trosses nicht zu denken. Alle Fahrzeuge mussten vorsorglich auf der Landstrasse nach Moskau bleiben. Nur die Reiter konnten sich abseits der Strassen bewegen. Wir hatten nur eine sehr ungenaue Karte im Massstab 1:300000 zur Verfügung. Mit Proviant für ein paar Tage machten wir uns Richtung Kalinin auf den Weg. Oft nur mit dem Kompass und den Angaben, die wir von Spähtrupps erhielten, ritten wir vier, fünf Stunden, bis wir in einem Dorf haltmachten, um in einem Bauernhof unser Brot zu backen, denn die Feldküche war ja beim Tross geblieben. So verbrachten wir mehrere Tage ohne jeden Kontakt zur Division. Wir fühlten uns plötzlich in die Epoche des Dreissigjährigen Krieges zurückversetzt. Unsere Schwadron traf weder auf feindliche Kämpfer noch auf deutsche Soldaten. Als wir schliesslich Kalinin erreichten, war die Wolga zugefroren, die Suche nach einer Furt erübrigte sich also. Ausserdem hatten sich dort schon deutsche Panzertruppen eingerichtet.

Drei Tage später kamen die Feldgeistlichen der Division nach Kalinin. Wie die Missionare aus der Epoche des hl. Bonifazius oder des hl. Patrick hatten sie die russische Steppe durchquert, ohne einer menschlichen Seele zu begegnen. Seit Tagen waren sie ohne Nahrung. Wir boten ihnen sogleich von dem Brot an, das wir im Ofen eines Bauernhauses gebacken hatten.

Anschliessend bezogen wir in einem Dorf südwestlich von Kalinin Quartier. Zuerst requirierten wir in den umliegenden

Dörfern Hafervorräte für den Winter. Ich lernte einen alten Jagdaufseher aus der Zarenzeit kennen. Er hatte noch den alten Marschall Worochilow persönlich auf einer Treibjagd begleitet. Oft fuhren wir im Schlitten, beide unter derselben schweren Pelzdecke, auf die Jagd in die Sümpfe und Torfmoore, die sich im Südosten des Dorfes ausdehnten. Wir genossen das friedliche Leben in einer gefrorenen Winterlandschaft, besuchten die Sauna und verbrachten viel Zeit mit Kartenspielen am grossen Ofen, der die Mitte der russischen Bauernhäuser bildete. Anfang Dezember grüsste mich mein Jagdaufseher, den ich zum letzten Mal sehen sollte, mit den launigen Worten: «Bis morgen, dann schauen wir wieder nach den Elchen!» Damals waren wir beide überzeugt, dass der Krieg zu Ende sei und wir uns keine Sorgen zu machen hätten. Umso brutaler war das Erwachen.

Weihnachten in der Hölle

(Dezember 1941-Januar 1942)

Am 20. November wurde Major Hirsch befördert und verliess daher die 6. Aufklärungsabteilung. Mein Bruder, der unter ihm gedient hatte, wurde sein Nachfolger als Kommandeur. Pläne für die Beschäftigung der Truppe während der Wintermonate kursierten. Georg dachte daran, Lateinunterricht zu geben, und bemühte sich, Lehr- und Wörterbücher zu beschaffen. Der Stab schrieb Wettbewerbe für Dichter und Köche aus. Vier Offiziere sowie achtzehn Unteroffiziere und Mannschaften wurden zum Lehrgang nach Deutschland geschickt. Man begann auch den Plan für die Heimatbeurlaubungen auszuarbeiten, denn viele Soldaten hatten seit dem vergangenen Jahr ihre Familien nicht mehr gesehen.

Im November sank die Temperatur nachts auf unter -10°C . Am 16. November fiel sie abends auf -16°C . Die ersten Erfrierungen waren zu verzeichnen. Die Ärzte, unterstützt von russischen Frauen, brachten den Männern bei, wie die Behandlung auszusehen hatte: vorsichtig massieren, Talg auftragen und dann die erfrorenen Gliedmassen erwärmen. Mitte Dezember fiel die Temperatur auch tagsüber auf unter -20°C , und die Soldaten hatten immer noch keine Winterkleidung erhalten.

Der Abteilung waren 400 Paar Skier in Aussicht gestellt worden, die erst in der Mitte des Winters eintrafen. Die Männer hatten nur ihre abgenutzten Uniformjacken als Oberbekleidung. Im

Dezember erhielt die gesamte 6. Division (mehrere tausend Mann; A.d.Ü.) nur ein paar Dutzend gefütterte Stiefel und Wintermäntel. Die Ärzte rieten den Männern, ihre gesamte Unterwäsche am Leib zu tragen, doch auch das genügte nicht. Man dichtete die kleinste Öffnung mit Zeitungspapier, Pappe und Lumpen ab. Zeitungspapier in der Unterhose, Zeitungspapier um Brust und Beine. Der deutsche Soldat sah aus wie ein Michelin-Männchen. Da über den offiziellen Nachschub nichts bis zu ihnen gelangte, entschloss sich Georg, sich darum zu kümmern. Er schickte unseren Freund Karl von Wendt und eine kleine motorisierte Gruppe nach Westfalen, um von dort Pelze und warme Winterkleidung mitzubringen.

Das Bataillon im Schnee bereitete sich wie ein Murmeltier auf die Überwinterung vor. Man wollte es so warm und gemütlich wie möglich haben und dachte eher an das Weihnachtsfest als an den Krieg. Doch im Dezember brach die russische Gegenoffensive zur Verteidigung Moskaus los. Die neue Strategie, die zeitgleich mit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten begann, markierte eine entscheidende Etappe im Kriegsverlauf. Der deutsche Vormarsch in Russland kam zum Stehen, auch wenn dies, so dachten wir wenigstens, noch nicht den Kriegsausgang besiegelte. Der Krieg würde sich in die Länge ziehen, die deutschen Truppen zeigten gefährliche Blößen, ihre Verteidigung erwies sich besonders unter diesen extremen Temperaturen als geschwächt.

Mitte Dezember konnte die 9. Armee ihren Brückenkopf bei Kalinin nicht länger halten. Die gut ausgerüsteten sowjetischen Divisionen überquerten die zugefrorene Wolga mühelos. Einige Einheiten gelangen weite Vorstöße bis weit hinter die deut-

sche Front. Damit bestand die Gefahr, eingekesselt und vernichtet zu werden. Und zu allem kam noch eine sibirische Kälte von -30 bis -40°C. Eisige Windböen rissen die Männer fast um. Und wenn der Himmel aufklarte und sich eine bleiche Sonne blicken liess, spürte man bei aller Schönheit der weissen Winterlandschaft die Kälte umso heftiger.

Am 15. Dezember hatte das Bataillon unter dem Befehl von Franz Joseph von Kageneck fast ganz allein die Strasse von Kalinin gegen zahlenmässig dreimal überlegene russische Truppen verteidigt und so die Einkesselung einer ganzen Armee verhindert. Am frühen Morgen des 16. Dezember erhielt die unter Georgs Kommando stehende Aufklärungsabteilung, die wiederum zur 9. Armee gehörte, den Befehl, den Rückzug auf das rechte Ufer der Wolga anzutreten. Die Witterungsverhältnisse waren denkbar schlecht. Der Sturm heulte. Schon bei Tagesanbruch lag eine tiefe Schneedecke auf dem Land, die ein schneidender Wind immer wieder aufwirbelte. Schneewehen blockierten die Strassen. Der motorisierte schwere Teil der Abteilung kam nur mühsam voran. In den winterlichen Verhältnissen verdreifachte sich der Kraftstoffverbrauch. Am frühen Nachmittag teilte die Aufklärungsabteilung dem Stab mit, dass die Fahrzeuge nur noch über einen Bewegungsradius von 25 Kilometern verfügten. Wieder einmal erwiesen sich die Pferde als einziges verlässliches Transportmittel im Winter. Die älteren Offiziere verloren allmählich alle Hoffnung, die jungen wie Georg und Kageneck liessen sich hingegen nicht so rasch vom Pessimismus anstecken. Jetzt galt es zu überleben. Von der Gefahr angespornt, ergriffen sie die Initiative.

Am 18. Dezember musste Georg mit seinen Männern eine 7,5 Kilometer breite Zone sichern, um den halbwegs geordneten Rückzug der Infanteristen aus dem Ende Oktober eroberten Gebiet zwischen Tma und Wolga zu ermöglichen. Der Druck der Russen war stark, aber die Reiter konnten dank ihrer Beweglichkeit die gegnerischen Kräfte täuschen und Spähtrupps verscheuchen. Georgs Männer waren feindlichem Feuer und winterlicher Kälte ausgesetzt. Die eisigen Windböen benahmen den Atem und brannten in den Lungen. Die Temperaturen waren mehr als eisig, sie waren mörderisch. Die Kälte tötete binnen Minuten. Und wenn ihr nicht der ganze Mensch zum Opfer fiel, dann Teile von ihm: Hände, Arme, Beine oder die vorspringenden Partien des Gesichts: Nase und Ohren. Die Gefallenen konnten nicht einmal begraben werden. Unmöglich, Gräber auszuheben, die Toten wurden mit Schneehaufen bedeckt. Am 24. Dezember fiel die Temperatur auf -46°C . An diesem Tag griffen die sibirischen Divisionen in hellen Scharen die Radfahrerschwadron der Aufklärungsabteilung an. Nach schweren Kämpfen und bedeutenden Verlusten bei einem noch schlecht orientierten Gegner stabilisierte sich die Lage. Wir hatten einen Rückschlag erlitten. Nur eines tröstete uns, der Gegner verlor im Durchschnitt zehn- bis zwanzigmal mehr Kämpfer als wir. Freilich wussten wir jetzt auch, dass seine zahlenmässige Überlegenheit gewaltig war, das war auch sein grösstes Potential. Ansonsten Fragen über Fragen. Wie konnten die russischen Generäle ihre Soldaten nur massenweise ins Feuer unserer Maschinengewehre schicken? Sahen sie denn nicht, dass ihre Gegenoffensive, auch wenn sie am Ende Erfolg hatte, sinnlos war? Wir hielten das für einen Pyrrhussieg.

Über Weihnachten versorgten wir unsere Verwundeten und zählten die in den letzten zwei Wochen erlittenen eigenen Verluste. Auf dem Papier hatte Georgs Aufklärungsabteilung mehr als tausend Mann. Am 27. Dezember war sie nur noch ein Schatten ihrer selbst. Georg schickte einen Rapport an den Divisionskommandeur, wonach sich die Kampfstärke seit Juni um 90 Prozent verringert habe. Die Reiterschwadron bestand nur noch aus einem Offizier, zweiunddreissig Mann und vier leichten MG. Die Schwere Schwadron hatte nur noch neunundzwanzig Mann und einen Offizier. Der Oberleutnant, der die Radfahrerschwadron unter seinem Befehl hatte, verfügte nur noch über zweiundzwanzig Mann. Gewiss, mehrere Dutzend Truppenangehörige waren auf Heimaturlaub oder auf einem Lehrgang, aber seit Juni hatte es für Tote und Verletzte keinen Ersatz gegeben. Die gesamte Truppe hatte nur noch die halbe Stärke der einfachen Schwadron, die Georg im Frühling 1941 befehligt hatte ... Und die verbliebenen Männer waren erschöpft, denn die Sowjets griffen nun zu jeder Tages- und Nachtzeit an.

Am 29. Dezember startete der Gegner eine neue Offensive zwischen Wolga und Tma. Die Front war nicht mehr zu halten, unsere Truppen mussten zurückweichen und südöstlich weit von Rschew Stellung beziehen. Dort macht die Wolga einen weiten Bogen nach Norden. Rschew war eine Industriestadt von fünfzigtausend Einwohnern mit einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt. Sie durfte auf keinen Fall in die Hand der Russen fallen. Aus der 110., 126. und 6. Infanteriedivision, die in diesem Gebiet zusammengezogen worden waren, bildete man jetzt eine neue Verteidigungslinie, die bald nur noch die «Königsberg-Stellung» genannt wurde.

Am 1. Januar begab sich Georg zum 3. Bataillon des 18. Infanterieregiments, das den Rückzug der 6. Division als Nachhut deckte. Sein Kommandeur Kageneck war vor drei Tagen gefallen. Georg traf auf erschöpfte Männer und entnervte Offiziere, alle hatten schlaflose Nächte und Wochen im pausenlosen Kampfeinsatz hinter sich. Während die Soldaten weiter in Richtung der neuen Verteidigungslinie marschierten, hielt Georg die Offiziere noch eine kurze Weile zurück, um ihnen die Königsberg-Stellung zu erklären. «Das ist nicht die ideale Frontlinie, aber sie berücksichtigt taktische Erfordernisse und bietet Entwicklungsmöglichkeiten», erläuterte er. Aber er hatte auch ein Trostmittel mitgebracht. «Aber das ist noch nicht alles. Nehmen Sie doch erst einmal Platz. Ich habe Ihnen warme Brühe mitgebracht», fuhr er mit der ihm eigenen guten Laune fort, obwohl die Russen nur noch wenige Kilometer entfernt waren. Ein Offizier stand auf, um zu bedienen. «Nein», sagte Georg und schüttelte den Kopf, «heute bin ich der Kellner.» So war mein Bruder, bei ihm verbanden sich Strenge, Klarsicht und Grossherzigkeit.

Die Front wurde allmählich wieder gefestigt. Rschew ging erst im März 1943 nach schweren Kämpfen wieder verloren. Doch bis Anfang März 1943 hörten die russischen Angriffe nicht auf. Es waren entsetzliche Gemetzel, in immer neuen Angriffswellen warfen sich die vom Wodka und der Kälte wie betäubten russischen Soldaten in den Kugelhagel der MGs, und jedes Mal schwächten sie auch die deutsche Verteidigung. Im Februar 1942 gelang es einer russischen Kavalleriedivision mit Unterstützung der Partisanen hinter unsere Verteidigungslinie zu stossen und am Rand der Eisenbahnlinie Wjasma – Moskau

ein Widerstandsnest zu bilden, das unserer Kontrolle entzogen blieb.

In meinem Sektor war die Lage nicht besser. Doch da ich gleich in den ersten Stunden der Kämpfe am 10. Dezember 1941 schwer verwundet wurde (was mich fast das Leben gekostet hätte), nahm man mich von der Front, weshalb der Bericht über meine Kriegserlebnisse im Übergang der Jahre 1941-1942 kürzer ausfällt als der von Georg in diesen mörderischen Wochen. Seit Anfang Dezember wüteten die Kämpfe um Moskau. Die 86. Division war unsanft aus ihrer Winterstarre geweckt worden. Am 10. Dezember wurde entschieden, eine Ortschaft namens Ignatowo, die die Russen erobert hatten, zurückzuerobern. Ein Artillerieregiment hatte dort einen Teil seiner Geschütze zurücklassen müssen. Das Thermometer zeigte -42°C . Die Radfahrerschwadron unter dem Befehl von Oberleutnant von Blomberg sollte unterstützt von drei schweren MG, einer PAK (Panzerabwehrkanone; A.d.Ü.) und einem leichten Kavalleriegeschütz¹ von Süden, die Reiterschwadron unter meinem Befehl von Norden angreifen. Dazu mussten wir zuerst das Dorf von Westen durch den Wald kommend umgehen. Der Schnee war so tief, dass die PAK und das Artilleriegeschütz steckenblieben. Nur das schwere MG erreichte unsere Gefechtsposition.

Dann begann ein erbitterter Kampf, der sich über mehrere Stunden hinzog. Die Russen leisteten hartnäckigen Widerstand. Trotz der Feuerunterstützung durch die im nahegelegenen Wald versteckte Artillerie konnten wir nur die ersten Häuser des Ortes erreichen. Um jedes Haus, um jede Palisade, um jeden Gemüsegarten musste gekämpft werden. Plötzlich erhöhte sich die

Feuerkraft des Gegners und konzentrierte sich auf den nördlichen Abschnitt. Für den unvermittelten Wechsel in der Verteidigung hatte ich keine Erklärung, doch die Antwort war denkbar einfach: Der Abteilungsadjutant, der den Funkkontakt hielt und zugleich die Batterie befehligte, hatte den Divisionsbefehl zum Rückzug auch der Reiterschwadron nicht erhalten. Die Sowjets, die an der Süd- und Westflanke Entlastung durch den Rückzug der Radfahrerschwadron spürten, hatten ihre ganze Feuerkraft nun auf die Reiterschwadron konzentriert, die, kniend oder durch den Schnee robbend, den schon abgeblasenen Angriff auch in der einsetzenden Dämmerung weiterführte. In dieser Lage verspürte ich einen heftigen Schmerz und fiel um. Ich war am Bauch getroffen worden. Mir blieb nicht viel Zeit zum Nachdenken oder Leiden, denn mir wurde schwarz vor Augen. Wieder bei Bewusstsein, lag ich noch einige Zeit im Schnee. Die Lage wurde immer verzweifelter. Einschlagende Granaten wirbelten Schnee und Eis hoch, schleuderten Holz- und Glassplitter durch die Luft. Die Schmerzensschreie der Verwundeten und das Geknatter der MGs erfüllten den Abend und erreichten wie durch den Schleier eines Alptraums mein Bewusstsein. Wegen des Blutverlustes schwebte ich in einem für Schwerverwundete typischen Zustand grosser Schwäche und Leichtigkeit. Der Schnee, der jetzt wieder schwer und dicht fiel, vermochte den Lärm der Waffen nicht zu dämpfen. Bald liessen sich die MG nicht mehr betätigen, nur die Pferde versahen stoisches weiter ihren Dienst und brachten Verwundete und Material aus Ignatowo heraus.

Die Schwadron hatte schon fünfunddreissig Tote zu verzeichnen. Ich wurde ein weiteres Mal an der linken Schulter

verwundet. Mir blieb noch so viel Kraft, bei hereinbrechender Nacht den Befehl zum Rückzug zu geben. Einige Dutzend noch einsatzfähige Männer bargen mit Hilfe der unermüdlichen Pferde die Verwundeten und das restliche Gerät aus Ignatowo und machten sich in der Dunkelheit auf die Suche nach der Abteilung, deren Standort uns unbekannt war. Ein stundenlanger Marsch durch frisch gefallenem Schnee folgte. Die Späher an der Spitze der Truppe versanken bis zur Hüfte im Schnee. Die Männer stolperten vor Müdigkeit und erhoben sich wieder, wenn sie die Nässe des Schnees oder die durchdringende Kälte des Eises spürten.

Ich verdanke mein Überleben der Aufmerksamkeit meiner Männer und insbesondere der wahren Hingabe meines Burschen. Noch in der Nacht stiessen wir auf den Arzt der Aufklärungsabteilung. Er leistete Erste Hilfe und versorgte meine Wunden. «Herr Oberleutnant», schärfte er mir ein, «Sie haben nur dann eine Überlebenschance, wenn Sie in den kommenden Tagen nichts essen.» Er gab mir eine ganze Schachtel Zigaretten gegen das Hungergefühl und verfrachtete mich auf einen Schlitten, den ein Russe lenkte. Dieser Russe, vor einem Monat gefangen, war ein entschiedener Gegner des Kommunismus und hoffte, dass nach einem deutschen Sieg in Russland wieder die alte Ordnung einkehren würde. Zehn Tage lang lenkte er mich durch die Eiswüste. Er war Lehrer und sprach etwas Deutsch, leider konnte ich in meinem Zustand wenig zum Gespräch beitragen.

Auf dem Bahnhof Sysschewka wurde ich mit zweiundvierzig weiteren Verwundeten in einen Güterzug «verladen» – der Ausdruck ist keine Übertreibung. Der Zug stand dann drei Tage lang im Bahnhof von Orel, ohne dass den Verwundeten die ge-

ringste Hilfe zuteil geworden wäre. Das Stöhnen der Leidenden verstummte nach und nach. Die Hälfte der Verwundeten erfror. Bei Fliegerangriffen auf den Bahnhof kamen ebenfalls viele um. In der ersten Nacht wurde ich von einem Bombensplitter am rechten Knie und in der folgenden Nacht von einem weiteren am linken Schienbein getroffen. Dann brachte man die wenigen Überlebenden nach Smolensk. Von dort transportierte man uns wieder im Güterwagen nach Deutschland. Seit dem 10. Dezember hatte ich praktisch nichts mehr zu mir genommen. Der Lokomotivführer gab mir hin und wieder etwas zu trinken. So verbrachte ich Weihnachten 1941 ... Nach achtzehntägigem Transport kam ich schliesslich nach Schlesien und wurde halbtot ins Liegnitzer Lazarett eingeliefert. Es grenzte an ein Wunder, dass ich drei Wochen lang den Transport und alle Entbehrenungen überlebt hatte. Wieder genesen, kam ich zu einer sehr pessimistischen Einschätzung unserer ärztlichen Versorgung und unserer militärischen Führung.

Georg trug dagegen keine schweren Verletzungen davon. Er war physisch erschöpft, aber seine Kampfmoral war unverändert gut. Er hatte nichts von seinem Schneid, seinem Elan und seiner Geistesgegenwart eingebüsst. Trotz der Kälte und der Feuerkraft des Gegners hatte er die Lage nie als hoffnungslos beurteilt. Die gute Laune, die er allzeit verbreitete, gab ihm den Anschein der Unverletzbarkeit, so als wäre er ein mythologischer Held. Obwohl sich Georg der Gefahr wohl bewusst war, trieb ihn sein Pflichtgefühl dazu, gegenüber den Männern seiner Truppe immer einen ruhigen Optimismus zu zeigen. Die

russische Offensive hatte an Stärke nachgelassen, und Georg war bereit, um jeden Quadratzentimeter Boden zu kämpfen.

Doch dann geschah das Unerklärliche. Am 10. Januar teilte ihm die Division die sofortige Versetzung in die Führerreserve mit. Er musste umgehend nach Deutschland zurückkehren. Dabei hatte er diese Versetzung keineswegs beantragt, im Gegenteil, er war erzürnt, von seinen Männern getrennt zu werden, für die er so viel getan hatte und mit denen ihn ein Gefühl von Treue und Pflicht verband, wie es ein Vater für seine Kinder empfindet. Georg fuhr nicht verbittert weg; am 12. Januar führte er seinen Nachfolger ein und ging dann nach Potsdam-Krampnitz, wo er Taktikunterricht für Eliteeinheiten gab. Freilich muss man aus operativer Sicht auch sagen, dass die Kavallerie nicht mehr so dringend gebraucht wurde. Die vom Heer um Rschew eingenommenen Verteidigungsstellungen konnten ausschliesslich durch Infanterietruppen gehalten werden.

Ende Januar wurde Georg gemeinsam mit fünf anderen Kameraden von Hitler persönlich ausgezeichnet. Er erhielt als 53. Soldat der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Damals empfand er für Hitler nur Verachtung – noch keinen Hass. Auf einem Foto sieht man, wie zornig mein Bruder ihn anschaut. Hitler fragte ihn, ob er sich eine Gunst erbitten wolle. Weit davon entfernt, an sich zu denken, sagte mein Bruder: «Ich habe erfahren, dass mein Bruder Philipp schwer verwundet ist. Ich weiss nicht, wo er sich zurzeit befindet. Könnte man in den Lazaretten nach ihm fragen?»

Die Nachfrage ging sofort an alle Krankenhäuser. Als man im Liegnitzer Lazarett begriff, dass ich der gesuchte Verwunde-



Januar 1942, Hitlers Hauptquartier in Rastenburg, Ostpreussen: Hans Jordan, Karl Eibl, Günther Hoffmann-Schönborn, Georg Boeselager und Karl-Heinz Noak (von links nach rechts) erhalten Auszeichnungen vom Führer. Diesem Orden verdankt Philipp seine Überführung in ein westdeutsches Krankenhaus nach seinen schweren Verletzungen im Dezember 1941.

te war, kam der behandelnde Arzt zu mir und fragte mich – wie die gute Fee im Märchen –, ob ich einen Wunsch hätte. Ich war wieder so weit bei Bewusstsein, meine Lage zu verstehen, und so ergriff ich die Gelegenheit beim Schopf und bat, nach Bonn verlegt zu werden. Die Worte des Führers waren Befehl, daher wurde mein Wunsch sogleich erfüllt. An der Seite von zwei Pflégern, die mich wie eine Mutter umsorgten, brachte man mich wieder in einen Zug, diesmal aber mit allem Komfort. Ich blieb dann mehrere Monate im Krankenhaus in Bonn. Als ich Anfang Frühjahr entlassen wurde, war ich immer noch nicht vollkommen wiederhergestellt.

Einige Monate später, im Juli 1942 nach Ende seines Lehr-

auftrags, schickte man Georg nach Rumänien zur deutschen Heeresmission. Er sollte mithelfen, die Rumänen, die von der Wehrmacht als Ersatztruppe für die Ostfront ausersehen waren, für den Krieg einsatzfähig zu machen.

Der Keim der Verschwörung

(1941-1942)

Der Entscheidung, sich einer Widerstandsbewegung anzuschliessen, geht eine lange persönliche Entwicklung voraus. Es war für einen Deutschen ein schwieriger Weg. Ich war nicht Offizier geworden, um den Staatschef wie einen Hund abzuknallen. Das Ende des Regimes zu betreiben und den Tod seines Oberhauptes zu wollen, war in den Augen meiner Landsleute nicht nur ein Staatsverbrechen, sondern auch ein Dolchstoß in den Rücken des Volkes, das in einem gnadenlosen Krieg zusammenstand. Die Entscheidung zum Widerstand musste die Frucht reiflichen Nachdenkens sein, das durch eigene Beobachtungen und selbst erlebte Szenen genährt worden war. Man kann meinen Fall nicht verallgemeinern, in Deutschland gab es, zumindest in Offizierskreisen, nur wenige Beispiele für den spontanen Beitritt zum Widerstand gegen das Regime. Bei mir sind mehrere Erfahrungen zusammengekommen und haben einen Entschluss zur Reife gebracht, den ich anfangs nur schwer hinnehmen mochte, der sich aber 1942 wie eine Pflicht aufdrängte. Ich hatte auch das Glück, Menschen zu begegnen, die in dieser Entwicklung schon weiter fortgeschritten waren und meinem Engagement Gestalt gegeben haben. Unsere gemeinsame Erziehung hat gewiss dazu beigetragen, dass Georg und ich, obwohl durch die Kriegereignisse der Jahre 1941-1942 ge-

trennt und auf einen sporadischen, kurzen Austausch zu diesem Thema beschränkt, dennoch parallele Wege gegangen sind.

Wie war unsere Einstellung, ehe uns bewusst wurde, dass und wie wir zu handeln hatten? Eine Anekdote aus dieser Zeit ist bezeichnend. Es war im Juni 1941. Wir befanden uns mitten in der Offensive. Meine Einheit lag auf dem rechten Ufer des Dnjepr. Eines Abends war ich mit einem zu uns gestossenen Artillerieoffizier, den ich in meine Unterkunft eingeladen hatte, ins Gespräch gekommen. Wie es unter Offizieren üblich war, machten wir bei einem abschliessenden Kaffee oder einem Glas Schnaps unserem Herzen Luft. Die Rede kam auf die Nazis, genauer gesagt auf Hitler. War es die Erschöpfung oder der Alkohol, auf jeden Fall hatten wir ein Gefühl gegenseitigen Vertrauens und begannen den Führer zu kritisieren. Wir sprachen ganz ungezwungen miteinander, während das Lagerfeuer langsam niederbrannte. Die Asche glühte noch, doch die Kühle machte sich bemerkbar. Als einer von uns gähnte, war dies das Zeichen für das Ende eines Gesprächs, das so unverhofft endete, wie es begonnen hatte.

Wir wünschten uns eine gute Nacht, und jeder ging in sein Zelt. Dort brach mir der kalte Schweiß aus. Wer war eigentlich dieser Offizierskamerad, mit dem ich so offenherzig gesprochen hatte? Ich kannte ihn gar nicht, er kam aus einer anderen Division, obendrein war er Artillerist. Wie durfte ich seiner Verschwiegenheit sicher sein? Andererseits hatte er mir bewiesen, dass er gern redete. Wie herausfinden, dass er loyal war? Unmöglich. Nach acht Jahren Diktatur wimmelte es wie überall in der deutschen Gesellschaft und in der Armee von Spitzeln und regimetreuen Denunzianten. Dieser sympathische junge

Mann konnte leicht das Vertrauen enttäuschen, das er mir eingeflösst hatte. Zweifel zu äussern, sich über den Führer lustig zu machen oder den Sinn dieses ideologischen Krieges in Frage zu stellen, das alles waren bereits Verbrechen. Aus meinem Zweifel wurde Angst, die sich zur Panik steigerte. Ich tat die ganze Nacht kein Auge zu.

Einige Monate später begegnete ich ihm erneut. Da wusste ich aber schon, dass es Achim Oster war, der Sohn des Generals Hans Oster, Nummer zwei der deutschen Abwehr und einer der Drahtzieher des Widerstands.¹

«Wenn Sie wüssten, was ich für Ängste ausgestanden habe», begrüßte ich ihn bei unserem Wiedersehen.

«Und ich erst!», gestand er. «Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen!»

Wir lachten viel über unsere Neigung, unserer Verbitterung im privaten Gespräch freien Lauf zu lassen, obwohl uns allen das Risiko solcher Vertrauensseligkeit auch ausserhalb des Naziunterdrückungsapparates bewusst war.

Zur gleichen Zeit hegte Georg nach Aussagen seiner Kameraden ähnliche Gedanken. Ende August 1941 waren die katastrophalen hygienischen Verhältnisse, die schon seit zehn Wochen andauerten, auch bei seiner Abteilung nicht ohne Folgen geblieben. Den Unbilden der Witterung ausgesetzt, ohne ausreichend Schlaf, von den Märschen und Kämpfen erschöpft, obendrein von Stechmücken und Wanzen geplagt und notgedrungen meist in derselben schmutzigen Kleidung schlafend, zeigten die Soldaten der 6. Aufklärungsabteilung schliesslich die Symptome der Ruhr. Den strengen Hygienemassnahmen der Truppenärzte zum Trotz – das Trinkwasser sollte stets abgekocht werden – wurden ihre ausgelaugten Körper anfällig.

Die Anfang August durchgeführten Massenimpfungen gegen alle möglichen Erkrankungen reichten nicht aus. Das Anfang Juli so strahlend schöne Wetter hatte sich verschlechtert. Im feuchtkalten Spätsommer bekamen die erschöpften Männer Rheuma, Gelenkschmerzen, zu denen bald auch Verdauungsprobleme und Gewichtsverlust hinzukamen. Bald traten auch die ersten Anzeichen schwerer Durchfallerkrankungen auf. Am 26. August zählte Georg allein in seiner Reiterschwadron zwei- unddreissig Kranke. Doktor Haape, der Truppenarzt des benachbarten 18. Infanterieregiments, nahm sich systematisch der Kranken an. Auch Georg war erkrankt, obwohl er sich aus Prinzip weigerte, zu den nicht Einsatzfähigen gezählt zu werden. Immerhin war er einverstanden, sich von Dr. Haape acht Tage lang behandeln zu lassen. Er nahm alle möglichen Mittel ein und hütete sogar – welche Schande! – tagelang mit einer Wärmflasche auf dem Bauch das Bett. Zum Dank für den Arzt, der sich hingebungsvoll um die Kranken kümmerte, lud ihn Georg nach seiner Genesung zu einem Abendessen im Beisein von Franz Joseph von Kageneck ein. Zuerst unterhielt man sich über dies und jenes. Dann kam die Rede auf ernste Themen. Zu Haape, dem man die Gutherzigkeit aus dem runden, jovialen Gesicht ablesen konnte, und Kageneck, dem rechtschaffenen, mustergültigen Offizier und Katholiken – er stammte aus einer badischen Familie, zu der die Mutter des Fürsten von Metternich zählte – hatte Georg Vertrauen. Deshalb machte er ihnen gegenüber schon bald seinem Zorn auf Hitler Luft.

«Dieser plumpe Emporkömmling! Dieser Kaffeehauspolitiker hält sich womöglich für ein Genie!», brach es aus ihm her-

vor. «Warum überlässt er nicht den Generälen das Denken?»

«Er hat eben die In-spi-ra-tion», erwiderte Kageneck, jede Silbe betonend.

«Wissen Sie, was Inspiration ist?», fragte Haape. «Das ist ein Darmwind, der sich in den Kopf verirrt hat und dort festsetzt. Übrigens stammt die Definition von Immanuel Kant, nicht von mir!»

«Wir können uns nicht länger erlauben, ihn und seine Erleuchtungen als Spass abzutun», knurrte Georg, der kein Lächeln für die scherzhafte Bemerkung des Arztes zustande brachte.

Die von Georg geäußerte Kritik war damals schon häufig in Offizierskreisen zu hören gewesen. Doch Georg ging noch viel weiter. Wie sich Haape später erinnerte, beugte sich Georg über den Tisch und fuhr mit gesenkter Stimme fort:

«Die Nazis zerstören das Herz des wahren Deutschland! Wenn der Krieg vorbei ist, müssen Leute wie wir handeln!»

«Aber wer wird dir dabei helfen?», fragte Kageneck skeptisch.

«Die Mehrheit der Generäle! All diese Diskussionen werden sich eines Tages in Taten entladen – vor allem, wenn wir Niederlagen hinnehmen müssen.»

«Die Generäle allein machen noch keine Armee», unterbrach ihn Kageneck. «Du weisst so gut wie ich, dass die meisten jungen Offiziere überzeugte Nazis sind.»

«Und was glauben Sie von den einfachen Soldaten?», ergänzte Haape. «Die sind doch zufrieden, wenn sie ein Plätzchen zum Schlafen finden und dreimal täglich ihre Verpflegung kriegen! Die werden nicht mitziehen. Denen ist es ziemlich egal, ob

sie für das wahre Deutschland oder für Hitlers Deutschland kämpfen ...»

Georg war kein Mann, der vage Zweifel äusserte und Fragen aufs Geratewohl stellte, der die Gesinnung seiner Kameraden erforschte und um Bestätigung buhlte ... Wenn er sich äusserte, stand seine Ansicht schon fest. Seine Freunde hatten aber ganz Richtiges zu dem Problem gesagt, ein solches Vorhaben in die Tat umzusetzen. Auf ihre Einwände hin fragte Georg sich, wie es mit der Verlässlichkeit des Engagements der Generäle bestellt sei. Aber wie es schien, stand sein persönlicher Kurs schon fest oder doch so gut wie.

Fünfzehn Monate später gehörte Georg der Widerstandsgruppe um Tresckow bei der Heeresgruppe Mitte an. In der Zwischenzeit hatte sich sein Urteil über Hitler insofern radikalisiert, als er nun der Meinung war, nicht mehr das Ende des Krieges abwarten zu dürfen, um mit dieser Geissel Schluss zu machen.

Freilich ist es mir nicht möglich, den Denkweg zu rekonstruieren, der ihn zu diesem Entschluss geführt hat, ich weiss nicht, welche Gefühle, Analysen, Bilder und Eindrücke ihn dazu gebracht haben, den entscheidenden Schritt zu tun. Aber eines ist klar: Der Posten, auf den Georg zu Beginn des Jahres 1942 berufen wurde, liess ihm Zeit und Musse zum Beobachten und Nachdenken. Der Zufall – oder die Vorsehung, wie manche sagen würden – hatte ihm diese unverhoffte Pause beschert, diesen unerklärlichen Zwischenakt in einem Leben, das bis dahin ganz im Zeichen des Handelns gestanden hatte. Sein neuer Dienstsitz befand sich siebzig Kilometer nördlich von Bukarest, er war der einzige Deutsche in einer fast nur aus Rumänen bestehenden Bevölkerung. Im Briefwechsel mit einer gemeinsa-

men Freundin beschreibt er seine neue Aufgabe: «Meine Tätigkeit hier ist nicht sehr aufregend. Ich bin an einer Schule für Offiziersanwärter, ich habe die Leitung inne und gebe gute Ratschläge, wie man es am besten machen könnte. Die Rumänen sind sehr empfindlich, man muss daher immer sehr auf der Hut sein. Davon abgesehen sind sie sehr gastfreundlich, man kann gut mit ihnen auskommen. Zudem versuche ich gerade einen jungen, überängstlichen Hund für die Jagd abzurichten – ein Welpen meiner Hündin. Nicht das, was man hier idealerweise gern hätte, denn für das Hochwild brauchte man einen erfahrenen Jagdhund.»² «Ich habe reichlich Zeit zum Nachdenken und Schreiben.»³ Georg stand in regelmässiger Verbindung mit der Front. Zum einen brieflich, denn die Feldpost funktionierte gut und man schrieb sich viel und oft nicht nur unter Familienangehörigen, sondern auch unter Offizierskameraden. Zum anderen telefonierten wir auch miteinander. Als Ordonnanzoffizier bei Feldmarschall von Kluge war ich immer leicht zu erreichen. Ich teilte Georg alle meine Informationen aus den verschiedenen Divisionen mit. Die Neuigkeiten, die er durch mich erfuhr und die er in seinen Mussestunden zu einem Gesamtbild zusammensetzte, bestärkten ihn in seinem Skeptizismus.

Rückblickend hat es den Anschein, als sei meine Mitwirkung im Widerstand das logische Ergebnis einer Entwicklung gewesen. Doch ich muss zugeben, dass vieles auch von zufälligen Umständen abhing. Wäre ich nicht im Dezember 1941 verwundet und anschliessend Ordonnanzoffizier im Heeresgruppenstab bei Feldmarschall von Kluge geworden, hätte ich nicht eine so aussergewöhnliche Persönlichkeit wie Tresckow kennengelernt

und ihm meine geheimen Gedanken anvertraut. Ich hätte es mit Gewissensbissen und inneren Qualen sein Bewenden gelassen. Wer solch eine geistige und moralische Besinnung in Angriff nimmt, beginnt eine Pilgerreise ohne genaues Ziel. Im Grunde war es doch Verrat. Gewiss, Hitler hatte schon oft sein Wort gebrochen und Zehntausende Menschenleben seinen teuflischen Launen geopfert. Dennoch, für einen Soldaten, dessen oberste Pflicht der Gehorsam ist, war ein solches Abenteuer keine Selbstverständlichkeit.

In jener Zeit war ich sehr in Anspruch genommen, doch hatte ich bei meiner Arbeit auch Gelegenheit, mit anderen Offizieren zu diskutieren und über die Ereignisse und die Ziele des Regimes nachzudenken. So setzte bei mir ein Reifeprozess ein, bis mich schliesslich ausschlaggebende Erfahrungen in den aktiven Widerstand trieben. Zum Beispiel sprach man unter Militärs viel über die Anti-Euthanasie-Predigten des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, die er ein Jahr zuvor im Sommer 1941 gehalten hatte. Diese Predigten hinterliessen einen solchen Eindruck, dass die Nazis wider Erwarten das Programm T4 zur Tötung von Geisteskranken und Behinderten einstellen mussten. Die Predigten hatten deshalb bei den Soldaten ein lebhaftes Echo hervorgerufen, weil viele fürchten mussten, nach einer schweren Verletzung oder Amputation als «unwertes Leben» abqualifiziert zu werden. Zwar hatte ich die Predigten nicht gelesen, aber ich hatte immer sehr aufmerksam zugehört, wenn von ihnen die Rede war, denn Graf von Galen war, wenngleich kein wirklicher Verwandter – er war ein entfernter Vetter von mir –, ein Landsmann. Das Ansehen, das der Bischof bei den Soldaten genoss, und sein Einfluss auf den Widerstands-

kreis wurden bei einer kurzen Unterhaltung deutlich, die ich Ende 1942 mit Oberst Hans Oster, dem Chef der Abwehr, hatte. Er kannte meine rheinisch-westfälische Herkunft, und obwohl selbst Lutheraner, erkundigte er sich nach meiner Beziehung zum Prälaten:

«Sind Sie mit dem Bischof von Galen verwandt?»

«Nein, nicht wirklich ...»

«Schade. Ein mutiger Mann mit einer festen Überzeugung. Und was für klare Worte er in seinen Predigten findet! Eine Handvoll Männer wie er in jeder Kirche und zwei Handvoll in der Wehrmacht, dann hätte Deutschland ein ganz anderes Gesicht!»

In diesem Zusammenhang gaben ein paar Zwischenfälle den Ausschlag für meine Entscheidung zum Widerstand. Aus dem Rückblick und vor allem angesichts der Schrecken des Krieges und des ganzen Ausmasses der Nazigreuel mögen diese Zwischenfälle ohne Belang sein. Für mich wurden sie zu Katalysatoren.

Begegnung mit dem Dämon

(Juni 1942)

Anfang Mai 1942 war ich von meiner Verwundung halbwegs genesen. Ich humpelte noch und konnte nicht aufs Pferd steigen, war also für einen Kampfeinsatz noch nicht zu gebrauchen. So kam ich als persönlicher Ordonnanzoffizier zu Generalfeldmarschall von Kluge. Wie Ordonnanzoffiziere in allen Armeen der Welt bestand auch meine Rolle in einer Mischung aus Mädchen für alles und Kabinettsleiter: Ich verwaltete den Terminkalender des Feldmarschalls, begleitete ihn bei Besprechungen, fasste die Ergebnisse schriftlich zusammen, hielt die im Lauf der Nacht eingehenden Meldungen und Funkprüche für die Besprechung am folgenden Morgen fest, besorgte Aufträge, gab Befehle weiter, kurz, ich nahm ihm die Sorge um alles Praktische ab, damit er sich auf die Leitung der Operationen konzentrieren konnte. Kluge behandelte mich gut, ihm lag daran, meine Talente und Fähigkeiten voll zu nutzen. Der Feldmarschall machte sich ein Vergnügen daraus, mir die Formulierung des Heeresgruppenbefehls für den folgenden Tag zu überlassen – was eigentlich dem 1. Generalstabsoffizier (Ia) zukam, also Tresckow. Am nächsten Morgen verglich der Feldmarschall dann den Wortlaut von Tresckows Befehlen und meinen und wies mir zu meiner militärischen Fortbildung meine Irrtümer nach und welche Folgen sie gehabt hätten ... Wenn nichts Besonderes anstand, tranken wir nachmittags gemeinsam Tee. Abends begleitete ich ihn auf



Juli 1942: Kluge auf dem Gelände, rechts am Bildrand Philipp.

seinen Spaziergängen. So wurde ich der Vertraute des Generals, der eine interessante Persönlichkeit war.

Ich wohnte im selben Quartier wie Kluge, in dem auch der Chef des Heeresgruppenstabs Wöhler und das Dienstpersonal (die Ordonnanz, der Koch und der Fahrer) untergebracht waren, während der übrige Stab rund 300 Meter entfernt kaserniert war. Der Dienst begann um 6 Uhr früh. Zu diesem Zeitpunkt erhielten wir das «Nacht-Bulletin» des Büros des Stabes. Ich musste es dem Feldmarschall um Punkt 7 Uhr vortragen. In den ersten Wochen hatte ich damit meine liebe Not. Kluge hatte den Frontverlauf nur mit einem dicken Strich auf seine Karte im Massstab 1:300 000 übertragen, nicht aber die Einsatzgebiete der Divisionen. Damals umfasste allein die Heeresgruppe Mitte 90 Divisionen, und ich musste nun, mit einem langen Zeigestock ausgestattet, alle Kampfhandlungen der vergangenen

Nacht – Vorstöße, Handstreichs, Angriffe im Verband – präzise angeben, und zwar bis auf Kompanieebene und bis ins letzte kleine Dorf. Zum Glück hatte ich gute Augen. Nach diesem Vortrag frühstückten der Feldmarschall und ich getrennt, während wir alle anderen Mahlzeiten gemeinsam einnahmen. Im Lauf des Vormittags kamen der Stabschef (General Wöhler), der für die Operationen zuständige 1. Stabsoffizier (Ia) Tresckow, der Abwehroffizier (Ic) und die anderen Stabsabteilungsleiter zum Vortrag. Das war der Tagesablauf im Hauptquartier. Wenn es das Wetter erlaubte, nahmen wir aber mehrmals in der Woche das Flugzeug und machten Besuche bei den Fronteinheiten. Dann mussten die örtlichen Stäbe jeweils vortragen. Kluge nutzte diese Besuche zum direkten Kontakt mit den Fronttruppen.

Der erste Vorfall ereignete sich wenige Tage nach meiner Ankunft im Heeresgruppenstab im Juni 1942. Bis zu meiner Verwundung war ich immer in vorderster Front eingesetzt gewesen. Im Heeresgebiet durfte die SS nur zur Partisanenbekämpfung eingreifen. Dieses Arrangement mit dem Naziregime konnte als kriminelle Schwäche und feiges Zugeständnis der obersten militärischen Führung gelten, die sich als blind und heuchlerisch erwies. Doch die Partisanen führten hinter der Front einen gnadenlosen Guerillakrieg. Sie griffen aus dem Hinterhalt Nachschubtransporte an, metzelten Verwundetenkolonnen nieder, verübten Terror in Dörfern oder einzelnen Gehöften, die mit uns verbündet waren oder die uns lediglich aufgenommen hatten, schleusten Spione ins Frontgebiet ein, manchmal sogar in die Familien, bei denen die Wehrmachtssoldaten einquartiert waren. Solche Kriegshandlungen brachten nicht nur die Front in Bedrängnis, sondern konnten das gesamte empfind-



Aufbruch des Generalstabs der Heeresgruppe Mitte zu einer Geländevisite (September 1942). Stehend General Wöhler, auf dem Beifahrersitz Feldmarschall von Kluge, hinten in der Mitte Philipp.

liche Nachschubsystem des Heeres zum Zusammenbruch bringen.

Ich hatte vorher gar keine Gelegenheit gehabt, mir ein Bild von den Zuständen in jenen Gebieten zu machen, die unter der uneingeschränkten Herrschaft des Generalkommissars der SS und des SD standen. Die Wehrmacht hatte die Befehlsgewalt über die mehrere hundert Kilometer lange Front sowie über das sogenannte «rückwärtige Heeresgebiet», ein zwischen 600 km und 800 km breiter Streifen. Von dort bis an die Grenze des Deutschen Reiches erstreckte sich ein Zwischengebiet, das Reichskommissariat Ost unseligen Andenkens.

Eines Tages befand sich unter den Meldungen, die ich zum Vortrag beim Feldmarschall auswerten musste, auch eine Mel-

derung des SS-Obergruppenführers Erich von dem Bach-Zelewski. Sie betraf das Reichskommissariat Ost, das nicht mehr dem Militär unterstand, interessierte aber den Heeresgruppenstab sehr wohl, weil es um Sabotageakte gegen Strassen, Eisenbahnlinien und Brücken ging. Die strategische Bedeutung war also evident. Als letzten Punkt hiess es in der Meldung: «Fünf Zigeuner sonderbehandelt.» Das klang rätselhaft und beunruhigend zugleich. Ich begriff nicht den Zusammenhang zwischen diesem Punkt und den übrigen Informationen der Meldung. Etwas später trug ich den Inhalt der Meldung Feldmarschall Kluge vor und sprach auch den letzten Punkt an. «Herr Feldmarschall, ich weiss mit diesem Ausdruck ‚sonderbehandelt‘ nichts anzufangen.» Worauf der Feldmarschall erwiderte: «Das werden wir klären. In den nächsten Tagen habe ich eine Besprechung mit Bach-Zelewski, und dann werde ich ihn fragen.»

Erich von dem Bach-Zelewski war kein unbeschriebenes Blatt. Sein blosser Name erweckte Schrecken. Damals war er ein etwa fünfzigjähriger Mann von eher gewöhnlichem Aussehen. Er verfügte über Kriegserfahrung, und man konnte ihm nicht jeglichen militärischen Sachverstand absprechen. Aber was er im Dienst und im bürgerlichen Leben erreicht hatte, heischte nicht gerade Respekt. Noch in den letzten Jahren des Ersten Weltkriegs war er sehr jung ins Heer eingetreten und hatte sich dann 1918-1919 den Freikorps angeschlossen. Dort hatte er alle moralischen Werte und jedes Gefühl für Menschlichkeit über Bord geworfen. Im Jahr 1924 war er wegen seiner offenen Sympathie für die Nazis aus der Reichswehr ausgeschlossen worden. Ein halbes Jahrzehnt führte er eine ungesicherte Existenz in wechselnden Anstellungen, dann machte er

eine bedeutende Erbschaft. Seit 1930 war er Parteimitglied, seit 1931 Mitglied der SS, seit 1932 Reichstagsabgeordneter.

Seit Juni 1941 war er höherer SS- und Polizeiführer in Zentralrussland. Wie ein Satrap herrschte er über ein Gebiet, das von Minsk bis Mogilew reichte. Gefühllos und berechnend war er ein Geschöpf des Teufels.¹

Bei den Offizieren stand Bach-Zelewski im Ruch, ein rücksichtsloser Karrieremacher zu sein, den ein Ressentiment gegen die Offiziere der Wehrmacht umtrieb, da sie ihn fünfzehn Jahre zuvor aus dem Heer ausgeschlossen hatten. Im Frühjahr 1942 waren die Berichte von den Greueln seiner SS-Männer noch nicht über den Kreis direkter Zeugen hinausgedrungen. Bei den Schauergeschichten, die man über ihn erzählte, war es auch schwierig, Realität und Erfindung auseinanderzuhalten. Aber ihm oblag die Bekämpfung der Partisanen, gegen die das reguläre Heer, dessen Kräfte an der Front gebunden waren, nicht vorgehen konnte.

Ich war bei der Unterredung² zwischen Bach-Zelewski und Kluge anwesend. Zuerst ging es um die Guerilla, um Massnahmen, ihren Wirkungskreis einzuschränken und sie aus den besetzten Gebieten zu vertreiben. Vor allem aber ging es um die Sicherung der Nachschublinien ins Reichsgebiet.

Nach der Erörterung technischer Probleme fragte Kluge, von mir diskret daran erinnert, den SS-Offizier ziemlich unvermittelt: «Ach sagen Sie mal, was heisst eigentlich in Ihrer Meldung das Wort ‚sonderbehandelt‘? Sie hatten da 5 Zigeuner sonderbehandelt.»

«Die», antwortete Bach-Zelewski, «die haben wir erschossen.»

«Wieso erschossen? Nach einem Kriegsgerichtsverfahren?», fragte Kluge.

«Nein, nein», antwortete sein Gegenüber, «alle Juden und Zigeuner, die wir packen können, erschossen wir.»

Der Feldmarschall und ich erschrakten wirklich, denn es war keine Frage, man ahnte damals schon etwas. Auch Kluge konnte nicht verborgen geblieben sein, dass Verbrechen grossen Ausmasses begangen worden waren. Man machte das Wüten der SS dafür verantwortlich. Doch nun sprach Bach-Zelewski ganz selbstverständlich von planmässiger Tötung. Was wir als schreckliche Entgleisungen angesehen hatten, folgte in Wirklichkeit einem Konzept. Die Massenerschiessungen von Juden und Zigeunern bildeten ein Kriegsziel, über das offensichtlich Einmütigkeit herrschte. Nach den Worten des SS-Offiziers waren die Anweisungen eindeutig und kamen von ganz oben. Der Feldmarschall fasste sich und unterdrückte das Beben seiner Stimme: «Wieso erschossen? Sie züchten ja nur Partisanen, wenn Sie die einfach so erschossen lassen. Das ist ja unglaublich. Wirklich, lassen Sie die ohne kriegsgerichtliches Urteil erschossen?»

Der Ton der Unterredung verschärfte sich. Der Feldmarschall, sonst versiert im Umgang mit hohen Entscheidungsträgern des Naziapparates, war ausser sich. Ihn empörte die Gelassenheit seines Gegenübers, der kalte Hass und – vielleicht noch mehr als das traurige Schicksal der fünf Zigeuner – das klare Eingeständnis, töten zu wollen. Zornentbrannt und durch meine Anwesenheit vielleicht noch angespornt, verwies er auf die Haager Konvention, die Gesetze des Krieges und das Interesse des ganzen deutschen Heeres. Bach-Zelewski geriet seinerseits in Rage. Blass, mit blitzenden Blicken hinter runden Brillenglä-

sern, versteinerte sich sein eben noch freundliches Gesicht. Nach wenigen Minuten beendete er die Auseinandersetzung mit den drohenden Worten: «Juden und Zigeuner sind Feinde des Reiches. Wir müssen sie liquidieren.» Und dann schaute er Kluge mit seinen kurzsichtigen Augen fest an und fuhr ohne Rücksicht auf den Rang des Feldmarschalls fort: «Alle Feinde des Reiches werden von uns erschossen!»

Das war eine kaum verhüllte Drohung. Dann erhob sich der SS-Offizier und ging.

Kluge war kein Mann, der die Dinge auf sich beruhen liess. Er wandte sich sofort an Generaloberst Halder, den Chef des Generalstabs des Heeres. Ohne humanitäre oder juristische Argumente anzuführen, was sowieso nutzlos gewesen wäre, versuchte er deutlich zu machen, dass man mit einem solchen Vorgehen nur Partisanen züchte. Der einzige Erfolg der Proteste des Feldmarschalls bestand darin, dass wir nie wieder etwas von Bach-Zelewski hörten. Er verzichtete fortan einfach darauf, uns Meldungen von seinen Massnahmen zu erstatten ...³

Nach diesem Vorfall änderte sich meine Sicht des Krieges. Ekel und Angst erfassten mich. Ich hatte schon früher Gelegenheit gehabt, mir Fragen zu stellen über den Sinn dieses Krieges, über die zugrunde liegende Strategie und über die Taktik des Führers. Von Kameraden der Ersatzabteilung des Kavallerieregimentes 15, die kurze Zeit nach der Invasion Polens nach Stargard⁴ verlegt worden waren, hatte ich schon von Greuelthaten der SS in den eroberten polnischen Gebieten gehört. Diese Gerüchte erstaunten eigentlich nicht – in den Reihen der SS gab es sehr viele junge Menschen ohne jede Moral –, doch wunderte man sich, dass sie deswegen nicht zur Rechenschaft gezogen

wurden. Man beruhigte sich damit, dass das nicht lange so weitergehen würde. Auf jeden Fall hielt man diese zwar nicht bewiesenen, aber auch nicht in Zweifel gezogenen Untaten für vereinzelte Entgleisungen.

Fortan hatte ich den unbestreitbaren Beweis für abscheuliche Verbrechen. Es handelte sich nicht um Entgleisungen irregeleiteter Einzelner. Dahinter stand ein Plan, der von höchster Stelle gutgeheissen wurde. Damit aber stand fest: Der ganze Staat war von Verbrechen und Unmoral zerfressen. Und die Armee machte sich durch ihr Schweigen und ihren Gehorsam zum Komplizen dieses Systems. Uns Heutigen scheint dieser Sachverhalt sonnenklar. Für die Zeitgenossen war es das keineswegs, waren sie doch überzeugt, dass Deutschland ein Muster an Kultur sei, dass es nicht zu einem Lügenstaat, geschweige denn zu einem mörderischen totalitären Staat verkommen könne.

Mehre Wochen lang blieb ich tief verunsichert. Ich hatte den Vorfall Tresckow mitgeteilt, mit dem ich vertrauensvoll reden konnte. Aber was tun? Reden? Mit wem? Mit welchem Zweck? Zum Denunzieren? Bei wem? Und nach welchen Kriterien? Verbindliche Wertmassstäbe gab es nicht: Die Auseinandersetzung mit Bach-Zelewski hatte deutlich gemacht, dass in diesem Staat einiges faul war.

Ich achtete von jetzt an bei Unterhaltungen unter Offizieren auf Hinweise, die ich nun entschlüsseln konnte, und wurde gewahr, dass man im Stab von Judenerschiessungen wusste. Gesprochen wurde darüber nur in Andeutungen und mit Ekel, und man machte die nichtdeutschen Truppen der SS dafür verantwortlich. Ein Vorfall dieser Art stand ausser Zweifel, weil Mit-

glieder der Heeresgruppe Augenzeugen geworden waren. Im Oktober 1941 hatten lettische SS-Männer Tausende Juden erschossen und in ein Massengrab geworfen. Zufällig wurden zwei ranghohe Offiziere, Carl-Hans von Hardenberg und Heinrich von Lehndorff, Zeugen des Massenmords. Das Flugzeug, in dem sie saßen, musste wetterbedingt tief fliegen, so dass den beiden Offizieren kein Detail dieser alptraumhaften Szene entging. Hardenberg, der damals Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls Fedor von Bock, des Oberkommandierenden der Heeresgruppe Mitte, war, wandte sich an seinen Vorgesetzten. Daraufhin wurde der Standortkommandeur zur Rede gestellt:

Wie er solche Verbrechen auf dem seinem Befehl unterstehenden Gebiet zulassen können? Er werde sich für das Massaker an Unschuldigen verantworten müssen.

Der Kommandeur, mit seiner Untätigkeit konfrontiert und von Gewissensbissen gequält, beging Selbstmord. Dieser Vorfall verstärkte bei zwei der wichtigsten Offiziere der Heeresgruppe, Tresckow und Gersdorff, die Entscheidung zum Widerstand. Von diesem radikalen Schritt der beiden Offiziere und von ihrem doppelten Spiel wusste ich im Frühjahr 1942 noch nichts. Bald bekam ich ein neues Beispiel dafür, welche mörderischen Folgen der Hochmut der NS-Führungselite gegenüber angeblich minderwertigen Rassen hatte. Tresckow hatte Kluge davon überzeugen können, eine kleine Abordnung von Ukrainern, die sich für Deutschland entschieden hatten und auf die Errichtung eines Pufferstaates mit eigener Armee hofften, zum Führer zu schicken. Doch Hitler wollte die slawische Delegation gar nicht empfangen und liess die unglücklichen Abgesandten sogleich erschiessen.

Ein Vorfall im Führerhauptquartier

(August 1942)

Der dritte Vorfall ereignete sich im Führerhauptquartier Win-niza in der Ukraine.¹ Bei Angelegenheiten von höchster strate-gischer Bedeutung wandte sich der Feldmarschall an den Ober-sten Befehlshaber der Wehrmacht. Anfang Sommer 1942 rech-tfertigten die heftigen Kämpfe um Rschew ein solches Audienz-ersuchen. Seit dem 1. August wurde Rschew von mehreren Hunderttausend sowjetischen Soldaten angegriffen. Noch im Juli hatte die Wehrmacht den südwestlichen Sektor des Gebiets von allen eingesickerten feindlichen Elementen gesäubert. Doch das Gefühl der Sicherheit hielt nicht lange an. Die mitt-lerweile von den Amerikanern unterstützten sowjetischen Trup-pen griffen mit einer bis dahin nie gekannten Feuerkraft an. Die 9. Armee unter General Model sass in der Falle und lief Gefahr, eingekesselt zu werden. Innerhalb der Heeresgruppe Mitte spielte sie aber eine wichtige Rolle. Kluge, der ihre völlige Ver-nichtung befürchtete, bestand darauf, Stellungen ohne strategi-sche Bedeutung aufzugeben und die Front zu begradigen. So wäre die Front leichter zu verteidigen und vor allem könnten die Truppen, die seit Juni 1941 ohne Unterbrechung im Kampfein-satz waren, sich im rückwärtigen Gebiet ein wenig ausruhen und durch Ersatz aufgefrischt werden. Kluge hatte sich auf das Gespräch sorgfältig vorbereitet, die Argumente genau abge-

stimmt, technische Informationen für den Vortrag zusammengestellt usw. Mir lag die Sache deshalb sehr am Herzen, weil mehrere Freunde und Vettern von mir in diesem Frontgebiet lagen. Es ging auch um das Leben meiner ehemaligen Kameraden in der 86. Division, ebenso um die Kameraden meines Bruders Georg in der berühmten Aufklärungsabteilung 6, die auch in der Klemme sassen. Solchermassen vorbereitet, stiegen wir am frühen Morgen des 9. August in das Flugzeug nach Winniza.

Zum ersten Mal wurde mir nicht erlaubt, an Kluges Gespräch mit Hitler teilzunehmen. Auch beim Mittagessen wurde ich von Feldmarschall Kluge getrennt. Während er an der Tafel des «Führers» sass, bekam ich einen Platz am Tisch des Reichsleiters Martin Bormann, des bösen Geistes des «Führers». Bormann sah ungepflegt und brutal aus, ein Mann, der Angst machte, das war zumindest mein erster Eindruck. Mit am Tisch sassen Vertreter aller Ministerien in unterschiedlichen Uniformen, doch ich war einer der wenigen echten Soldaten. In den operettenhaften Uniformen und schimmernden Orden sah ich nur die Zeichen der Dekadenz. Was ich zu hören bekam, war von trostloser Banalität.

Gleich zu Beginn richtete der Vertreter des Auswärtigen Amtes die Frage an Bormann, was im folgenden Fall zu tun sei: Der Erzherzog Joseph, ein österreichischer Generalfeldmarschall, würde 70 Jahre alt. Sollte man ihm ein Glückwunschtelegramm schicken? Er machte aber darauf aufmerksam, dass der Generalfeldmarschall mit einer katholischen Wittelsbacherin verheiratet sei (dass die Habsburger selbst katholisch waren, schien er nicht zu wissen). Darauf entschied Bormann: «Katholisch? Der bekommt kein Telegramm!»

Dann fragte der Vertreter des Landwirtschaftsministeriums Bormann nach dem weiteren Geschick der einstigen Kolchosen, auf denen Koksagys, eine Varietät des Löwenzahns, angebaut wurde. Die Wurzeln dieser Pflanzen sollten sich angeblich zur Gewinnung von Gummi eignen. Dazu mussten aber die Versuche mit der Pflanze weitergeführt werden. Halbherzig entledigte sich Bormann der Verantwortung und entschied: «Das macht der Reichsführer SS Himmler.»

Beim Nachtschisch beschwerten sich einige Herren, dass es im Führerhauptquartier keine Erdbeeren mehr gebe und man mit Kirschen vorliebnehmen müsse – was wegen der Kerne lästig sei. Am Schluss des Gesprächs fragten einige vom Alkohol angeheiterte Herren ganz offen, wer sich denn um die «Fräuleins» der Kraft-durch-Freude-Truppe, die ebenfalls in Winniza anwesend waren, in der kommenden Nacht kümmern solle.

Das war zu viel für mich. Während über der 9. Armee ein düsteres Schicksal aufzog, lebte hier eine verantwortungslose, geistig armselige Clique in Saus und Braus. Wütend und wortlos stand ich von Tisch auf und verliess den Raum. Draussen steckte ich mir eine Zigarette an, um mich zu beruhigen. Kurz darauf kam eine Ordonnanz heraus und fuhr mich an: «Sie sollen zum Reichsleiter hereinkommen.»

Unterdessen war man bei Tisch bei Kaffee und Verdauungsschnaps. Bormann fragte mich, weshalb ich den Speisesaal verlassen hätte. Ich hielt mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg. «Als Oberleutnant und Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls von Kluge habe ich mir unter dem Führerhauptquartier etwas ganz anderes vorgestellt. Wir sind in grösster Sorge um

die 9. Armee hergekommen, und hier drehen sich die Unterhaltungen um Erdbeeren oder Kirschen!» Meine offenen, wenngleich höflich verpackten Worte gefielen Bormann ganz und gar nicht. Ohne mir zu antworten, wandte er sich ab und brüllte einer SS-Wache den Befehl zu: «Schaff mir diesen Kerl weg.»

Ich wurde in ein kleines, zellenartiges Zimmer gesperrt. Dort erinnerte ich mich an den Vorfall vor acht Jahren, als ich auch in einer Garage gelandet war. Was würde nun mit mir geschehen? Ich griff zu einer weiteren Zigarette.

Nach dem Mittagessen machte sich Kluge, der in ähnlich aufgebrachtener Stimmung war wie ich, zum Abflug bereit. Er kam vom Essen mit Hitler und suchte mich wohl, denn ich hörte ihn meinen Namen rufen. Der Posten vor der Zelle sagte schliesslich in Missachtung seines Vorgesetzten irgendetwas zu Kluge. Der stiess den SS-Mann beiseite, riss die Tür auf und rief: «Was machen Sie denn da?» Ich stammelte etwas, doch der Feldmarschall unterbrach mich: «Das können Sie mir im Flugzeug berichten.» Wir stiegen ins Auto, das uns zum Flugplatz brachte. Während des Fluges berichtete ich von meinem aufschlussreichen Erlebnis. Kluge kommentierte meine Meldung: «Ja, ja, ich habe Sie diesmal herausgeholt, und das nächste Mal halten Sie den Schnabel. Recht haben Sie aber!»

Ein vergiftetes Geschenk

(Oktober 1942)

Mein Missgeschick in Winniza war mir eine Lehre. Und doch liess mich die Frage nicht los: Was konnte ich, ein junger Offizier ohne jegliche Gewalt, überhaupt tun? Was konnte ich allein, ohne jede Unterstützung tun? Die Antwort kam wie von selbst zwei Monate später.

Es war der 29. Oktober 1942. An jenem Tag rief Hitler wie so häufig Feldmarschall Kluge an. Ich war auf meinem Posten im Ordonnanzoffizierszimmer, gleich neben dem des Feldmarschalls. Ich hörte das Gespräch mit. Das war keine Indiskretion von mir, vielmehr musste ich alle Telefonate mithören, um immer genau unterrichtet zu sein und dadurch jedes Missverständnis auszuschliessen. Dieses systematische Mithören war ganz verständlich. Der Oberste Befehlshaber gab seine Anweisungen den Marschällen gern direkt. Aus Rachsucht wollte sich der Obergefreite von 1918 in puncto taktischem Genie mit den in der hohen Kriegskunst ausgebildeten Militärs messen. Er hatte keine Hemmungen, sie vor den Kopf zu stossen. Er hielt sie für einfallslose Routiniers und wollte sie aus ihrer behäbigen Gewissheit reissen. Einerseits verachtete er sie, andererseits war er auf ihren Sachverstand und ihren Gehorsam angewiesen. Bei den Telefongesprächen herrschte daher immer eine geradezu knisternde Spannung. Kluges operative Konzepte stiessen immer wieder auf die abenteuerlichen strategischen Pläne Hitlers:

der Techniker gegen den Amateur, der Praktiker gegen den skrupellosen Hasardeur.

Kluge sprach immer ganz offen, und Hitler liess manchmal seinem Zorn freien Lauf. Am Ende vieler solcher Gespräche dachte ich schon, dass Kluge entlassen würde. Doch jedes Mal gelang es Hitler mit machiavellistischer Gewandtheit, den endgültigen Bruch zu vermeiden und die gereizte Stimmung mit einer überraschenden Volte – Themawechsel, persönliches Kompliment usw. – zu lösen. Der Dämon meisterte die Situation: «Ach, ich habe mir erlaubt, Ihrer Frau ihre Lieblingsblumen zum Geburtstag zu schicken. Im Übrigen rufe ich Sie noch einmal an.» Mit diesem besänftigenden Ton am Schluss beendete der Diktator beispielsweise einmal das Gespräch und fällte seine Entscheidung dann ganz allein, denn er war ja der Oberste Befehlshaber.

An jenem Tag rief Hitler nur an, um dem Feldmarschall zum Geburtstag am folgenden Tag zu gratulieren. Zum Schluss sagte er dann:

«Herr Feldmarschall, ich habe gehört, Sie wollen einen neuen Kuhstall in Böhne¹ bauen. In Anbetracht Ihrer Verdienste um das deutsche Volk schenke ich Ihnen für 250'000 RM Bezugsscheine für Baumaterial. Auf Wiedersehen, Herr Feldmarschall!»

«Heil, mein Führer», erwiderte Kluge reflexartig.

Hitler hatte schon aufgelegt. Das Geschenk war grosszügig. In Deutschland diente damals alles den Kriegsanstrengungen, Baumaterialien für private Zwecke waren kaum zu beschaffen, besonders nachdem 1941 die grossflächige Bombardierung der deutschen Städte begonnen hatte und jeden Tag neuer Bedarf an Baumaterial, Holz, Zement und Ziegeln entstand.



Kluges Büro in Smolensk.

In meinem Büro klingelte es, Zeichen für mich, in Kluges Büro zu kommen. Der Feldmarschall war sichtlich verlegen, dass ich das Telefongespräch mitgehört hatte. Daher begann er:

«Sie haben gehört, was der Führer am Schluss gesagt hat. Was halten Sie davon?»

Bei aller Rücksicht gegenüber meinem Vorgesetzten – ich war damals erst 25 Jahre alt – antwortete ich dem Sechzigjährigen ziemlich kühl:

«Herr Feldmarschall, ich kann mich nicht erinnern, je gehört zu haben, dass ein preussischer Feldmarschall oder General im Krieg eine Dotation bekommen hätte. Nach einem gewonnenen Krieg ja, selbstverständlich, aber nicht während des Feldzuges. Ich an Ihrer Stelle würde das Geld dem Roten Kreuz geben.»

Über meine eigene Kühnheit erstaunt, liess ich einen verblüfften Feldmarschall zurück. Ich befürchtete, er würde mich

beim Tee wieder auf diesen Vorfall ansprechen. Nach Dienstschluss ging ich nachdenklich zum Quartier der Stabsoffiziere. Hatte ich die Freiheit, über die ein Ordonnanzoffizier verfügt, womöglich missbraucht? Ich bat darum, Tresckow sprechen zu dürfen. Ich wusste, dass ich offen mit dem Ia-Offizier sprechen, ja dass ich mich ihm anvertrauen konnte. Tresckow war ein verschwiegener Mann, dessen menschliche Güte und kluger Verstand zu Geständnissen einlud. Das Büro des Heeresgruppenstabs war überfüllt, deshalb gingen wir in ein Nebenzimmer, das als Kartenraum genutzt wurde. Ich legte ihm den Fall dar und bat ihn um seinen Rat, denn ich zweifelte nicht, dass der Feldmarschall mich bei der nächsten passenden Gelegenheit auf Hitlers Geschenk ansprechen würde.

Tresckow, der fast ebenso besorgt wirkte wie ich, überraschte mich mit seiner Reaktion. Zu meinem Erstaunen bat er mich um meine Erlaubnis, über den Vorfall mit dem Feldmarschall zu sprechen. Dagegen verwahrte ich mich. Das sei nicht möglich. Solche vertraulichen Informationen dürfe ich nicht mit anderen Personen erörtern. Das Gespräch nahm einen zwischen uns ungewöhnlich heftigen Ton an. «Herr Oberst, ich bin persönlicher Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls. Das ist eine absolute Vertrauensstellung. Herr Oberst dürfen von dem Gespräch zwischen uns keinen Gebrauch machen. Ich bin nur zu Ihnen gekommen, um einen persönlichen Rat zu erbitten, nicht zu meinem Vorgesetzten. Mein Vorgesetzter ist allein der Feldmarschall.»

Tresckow sah mich ernst an. Nach einem kurzen Schweigen sagte er mir in eindringlichem Ton: «Der Feldmarschall darf sich nicht vom Führer abhängig machen. Wir brauchen ihn im Kampf gegen Hitler.»

Mit diesen wenigen Worten hatte sich Tresckow offenbart. Zugleich hatte er mich damit auch in den Kreis der Verschwörer hineingezogen. Nun konnte ich nicht mehr zurück, er liess mir keine Wahl. Schon einige Male, wenn wir vor meinem Offizierszimmer gewartet hatten, waren Worte gefallen, mit denen Tresckow meine Einstellung in Erfahrung bringen wollte und umgekehrt. Seine beiden knappen Sätze forderten von mir jetzt absolutes Vertrauen.

Eine schwere Last fiel mir vom Herzen. Erleichtert stellte ich fest, dass ich nun wusste, wem ich mich anvertrauen und mit wem ich handeln konnte. Ich war wie hungerissen von dem Vertrauen dieses Offiziers, dessen Klugheit und Charisma ich schon lange bewunderte. Dank Tresckow war ich der Spirale von Schweigen, Gewissensbissen, Angst und Ekel entronnen. Nach dem Morast und Blut des Krieges zeichnete sich für mich wieder Hoffnung am Horizont ab.

Am nächsten Morgen empfing Kluge den gesamten Stab zur Feier seines 60. Geburtstags. Da er wohl ahnte, dass die Angelegenheit durchgesickert sein konnte, sprach er ganz offen darüber: «Was halten Sie von dem kleinen ‚Trinkgeld‘?»

Generalmajor Krebs fand es normal, dieses Geschenk wie ein Majoritätsgut der Kaiserzeit anzunehmen. Tresckow warnte dagegen Kluge eindringlich:

«Ich bitte Sie, Herr Feldmarschall, nehmen Sie keinen Pfennig an!»

Ich wiederholte meinen Vorschlag mit dem Roten Kreuz. Ich erfuhr nie, wie sich der Feldmarschall schliesslich entschieden hat.

Ich hatte keine Bedenken, Georg einzuweihen. Dazu standen

wir uns zu nahe. Aber ich musste lange Schweigen bewahren. Er war in Rumänien. Der Briefwechsel unterlag der stichprobenartigen Zensur. Die Telefonverbindungen waren gut, aber nicht abhörsicher. Also mussten wir ein Wiedersehen abwarten. Die Gelegenheit dazu bot sich Ende 1942.

Die Gruppe Tresckow

(1942-1944)

Tresckow war ein protestantischer Preusse, Sohn eines Offiziers und selbst Offizier. Seelenstärke und Rechtschaffenheit, gepaart mit innerem Frieden, prägten sein Verhalten. Das Charisma seiner Persönlichkeit, von echter, stiller Frömmigkeit gefestigt, war für jeden in seiner Umgebung zu spüren. Streng mit sich selbst, aber niemals hart zu anderen, hatte er sich nicht auf einem Rittergut oder in der Reichswehr eingeeigelt. Durch seine Berufserfahrung in einer Bank und durch einen Aufenthalt in Südamerika besass er eine geistige Aufgeschlossenheit, wie sie in seinen Kreisen selten war. Er war ein Mann mit Herz. Unter Menschen übte er einen natürlichen Magnetismus aus. Er zwang niemanden in sein Gefolge, vielmehr kam ein jeder aus freien Stücken zu ihm. Er gehörte zu den wenigen Persönlichkeiten, die in sich Güte, Intelligenz und Tüchtigkeit vereinten.

Der Krieg und die Nähe des Todes hatten ihn nicht verhärtet. Er war stets zurückhaltend im Ausdruck seiner Gefühle, er liebte die Natur und hatte sich das Staunen vor der Schöpfung bewahrt. Eines Morgens gingen wir vor Tagesanbruch auf die Jagd. Die ersten Sonnenstrahlen krochen über den Horizont und tauchten die Wolken in ein blasses Rosa. In der Morgenröte zeigte die Natur die ersten herbstlichen Farben. In der Ferne ertönte der helle und betörende Lockruf der Ralle, dann folgte der

Ruf des Birkhahns, dessen Balz wir ebenfalls beobachteten. Tresckow legte mir die Hand auf die Schulter. Wir genossen die Morgenluft, betrachteten die Schönheiten der Natur und lauschten auf die eigentümlichen Geräusche der Tierwelt. Wieder auf der Pirsch auf einen Birkhahn, hielten wir erneut an und schauten Blauracken zu, die in ihrem bunten Gefieder von Baum zu Baum huschten.

Man kann nur schwer vom Gottesglauben eines Menschen sprechen, ohne in Klischees zu verfallen. Henning von Tresckow war von einem tiefen Glauben durchdrungen, den er auch ohne Furcht bezeugte. Zu Weihnachten 1942 hatte das OKH (Oberkommando des Heeres) christliche Weihnachtsfeiern ausdrücklich verboten. Nazioffiziere hatten den Auftrag, die Einhaltung des Verbots zu überwachen. Umso grösser war die Überraschung, als Tresckow, begleitet von Schulze-Büttger und von Oertzen, schweigend das Kasino betrat. Als 1. Offizier des Stabs las er das Weihnachtsevangelium vor, wie er es auch im Kreis seiner Familie getan hätte. Kluge, der sonst nie das Offizierskasino betrat und den ich von Tresckow Vorhaben unterrichtet hatte, kam eigens an diesem Abend, um seinem 1. Offizier den Rücken zu stärken. Für die Mehrheit der Versammelten war es ein echtes, ganz seltenes christliches Weihnachten.

Tresckow hatte die Stirn eines Philosophen, einen nachdenklichen Blick und die Hände eines Künstlers. Dieser Mensch liebte den Frieden, weil er den Krieg kannte. Mit der Bitterkeit des Krieges hatte er bereits in seiner Jugend Bekanntschaft gemacht: Mit 16 Jahren, 1917, hatte er sich als Freiwilliger zu den Kadetten gemeldet. Im Juni 1918 kämpfte er als Unterleutnant im berühmten Garderegiment der Infanterie an der Westfront in

Frankreich. Auf dem verlustreichen Rückzug sah er das Leiden und den Tod auf dem Schlachtfeld und das Elend der Zivilbevölkerung. Nach der Demobilisierung musste er im Zivilleben Fuss fassen und tat das mit grosser Energie. Wieder in der Armee, nahm er am Russlandfeldzug als 1. Offizier des Heeresgruppenstabs Mitte teil. Seit Anfang Sommer 1941 häuften sich auf seinem Schreibtisch im Stab immer neue Hinweise auf Greuelthaten. Unter der erdrückenden Beweislast reifte bei ihm der unerschütterliche Entschluss, das zu tun, was er schon 1938 geplant hatte: Hitler umzubringen. Aus der anfangs vagen, dann immer mächtiger werdenden Idee wuchs die feste Überzeugung, dass er den ersten Schritt tun müsse. Denn obwohl manche Generäle zu einer solchen Tat bereit waren, blieben andere, die das militärische Abenteuer durchaus reizte, in der preussischen Tradition der Gehorsamspflicht gegenüber dem «Monarchen» gefangen.

Tresckow entschloss sich, gemeinsam mit jüngeren Offizierskameraden das Haupt des Verbrecherregimes zu töten. Ohne seine Fähigkeiten zu überschätzen, fühlte er sich in der Lage, Architekt und Kopf der Unternehmung zu sein, aber er brauchte auch Arme. Er hatte zuerst versucht, seinen Onkel, Feldmarschall Fedor von Bock, Befehlshaber der Heeresgruppe Mitte, für sich zu gewinnen. Vergebens. Daraufhin wandte er sich an nicht so hochrangige Offiziere aus seinem eigenen Bekanntenkreis, angefangen bei seinem Vetter Schlabrendorff und dann Gersdorff. Seit Beginn des Russlandfeldzugs 1941 pflegten die beiden Männer recht offen miteinander zu reden. Gersdorff war Abwehroffizier im Heeresgruppenstab und folglich im regelmässigen Kontakt mit der Abteilung Abwehr im Berliner Oberkommando der Wehrmacht (OKW), wo unter der Ägi-

de des Admirals Canaris und des Obersts Oster eine Widerstandgruppe arbeitete. Er erhielt von der Abwehr weitere Informationen über die Massaker, erstellte einen zahlenmässigen Überblick über die Opfer und leitete diese Zahlen an Tresckow und die Berliner Gesinnungsgenossen weiter.

Von den rangniedrigeren Offizieren war Fabian von Schlabrendorff der Erste, den er ins Vertrauen zog. Schlabrendorff war Tresckows Ordonnanzoffizier, sein Vetter und fünf Jahre jünger als er. Dieser Sohn eines Generals war von Beruf Rechtsanwalt und wusste, was Recht und Gerechtigkeit bedeuteten. Schon vor dem Krieg hatte er bei Familientreffen gegenüber Tresckow die Ansicht vertreten, dass Deutschland von der NS-Tyrannie befreit werden musste. Seine Kompromisslosigkeit und sein Widerspruchsgeist führten ihn ganz selbstverständlich in den Widerstand. Tresckow und er ergänzten sich als Paar. War Tresckow ein von warmer Menschlichkeit durchdrungener Soldat, verkörperte Schlabrendorff den Mann des Rechts, den Bürger in Uniform, die bei ihm übrigens oft nicht tadellos sass. Rhetorisch versiert und spottlustig, schreckte er nicht davor zurück, sein Gegenüber in Verlegenheit zu bringen, ja zu verletzen. Doch die Intellektuellenbrille und die hochgezüchtete begriffliche Rede konnten nicht sein gläubiges Herz und seine Gewissensfreiheit vergessen machen. Der hochintelligente Schlabrendorff hielt uns selbst unter der Folter die Treue.

Georg Schulze-Büttger war leicht zu gewinnen gewesen, da er in seiner Funktion als Ia/Op der engste Mitarbeiter Tresckows war. Schubü, wie wir ihn alle nannten, war ein frommer Protestant. Der unermüdliche Arbeiter behielt auch in schwierigen Lagen seinen Humor und wurde deshalb in der Ia-Staffel

sehr geschätzt. Früher war er Ordonnanzoffizier des Generals Beck gewesen, des ehemaligen Generalstabschefs, der 1938 von diesem Amt zurückgetreten war. General Beck sollte nach einem gelungenen Staatsstreich eine Schlüsselrolle übernehmen.

Die Gruppe erweiterte sich nach und nach. Tresckow nutzte die Gelegenheiten planmässig aus. Dabei sprach er einen Offizier nur an, wenn er ihn vorher genau beobachtet hatte. Neue Mitglieder wurden nicht hinzugewählt, sondern er bildete sich immer erst selbst eine Meinung.

Ende 1942 zählten zu unserer Gruppe Fabian von Schlabrendorf und ich selbst, Carl-Friedrich von Berg-Schönfeld, die Oberstleutnante Gersdorff und von Kleist – Letzterer wurde Onkel Bernd genannt – und Major Pretzell. Nachfolger von Schulze-Büttger wurde Major Alexander von Voss. Anstelle von Pretzell kam später Hans-Ulrich von Oertzen zu uns, das Muster eines Kavallerieoffiziers, lebhaft, optimistisch, elegant und feinsinnig. Es lag in der Natur der Sache, dass diese Gruppe in ihrer Zusammensetzung nicht unwandelbar blieb, denn alle Mitglieder mussten damit rechnen, in andere Stäbe versetzt zu werden oder auf dem Schlachtfeld zu fallen.

Wir waren insgesamt nicht mehr als fünfzehn zu allem entschlossene Verschwörer, der wichtigste oppositionelle Kern innerhalb der Wehrmacht. Keiner wünschte diesen Kern noch zu erweitern, aus Gründen der Vertraulichkeit, aber auch, um so wenig Menschenleben wie möglich zu gefährden. Unsere Gruppe konnte sich auf einige Verbindungen verlassen. Ich hatte unbedingtes Vertrauen zu den Ordonnanzoffizieren der Oberbefehlshaber der beiden anderen Heeresgruppen, denn das waren Kameraden meines Jahrgangs und ausserdem noch Kavalleri-

sten, also dem Ehrenkodex der Kavallerie verpflichtet. Mit Erlaubnis des Feldmarschalls nutzte ich die Kuriermaschinen zum Besuch bei den anderen Heeresgruppen. Mit meinem Kollegen von der Ordonnanz tauschte ich insgeheim Karten über den Frontverlauf aus. Jeder Verschwörer pflegte seine eigenen Verbindungen, die schon vor dem Krieg bestanden hatten und sich meist aus Jahrgangskameraden zusammensetzten. Schlabrendorff war ausschlaggebend für die Berliner Zentrale, die aus dem ehemaligen Generalstabschef Beck, Hans Oster und aus General Olbricht bestand. Hätte sich Tresckow nach Berlin begeben, wäre das aufgefallen, doch die regelmässigen Reisen seines Ordonnanzoffiziers in die Hauptstadt erregten keinen Verdacht.

Ich leistete insofern einen Beitrag zur Verschwörung, als ich vor dem Krieg beim Pionierbataillon 6 in Höxter einen Lehrgang im Umgang mit Sprengstoffen absolviert hatte. Unser Reiterregiment war von General Stieff zum «Versuchstruppenteil» gemacht worden, um bevorzugt mit fehlendem Gerät ausgerüstet werden zu können. So bekam meine Abteilung, weil ich eine Pionierausbildung gehabt hatte, den Auftrag, verschiedene Sprengstoffe (russische, polnische, französische, englische usw.) zu vergleichen. Nach Versuchen zur Wirkung und Sprengkraft der verschiedenen Sprengstoffe war ich zu der Auffassung gekommen, dass der englische Sprengstoff der wirkungsvollste und sein Zünder (im Gegensatz zu anderen) absolut geräuschlos war. Das meldete ich.

Er wäre ganz falsch zu glauben, wir wären ein Geheimbund von Verschwörern gewesen, die ganze Nächte in verrauchten Zimmern nur mit Weltverbesserungsplänen und dem Schmieden

von Komplotten zugebracht hätten. Vielmehr nutzten wir den Wechsel zwischen Tag- und Nachtdienst für unsere Begegnungen. Der eigentliche Nachtdienst fiel normalerweise in den Aufgabenbereich der Offiziere unterhalb des Hauptmannsrangs. Ich meldete mich oft freiwillig dazu. So hatte ich einen Vorwand, mich in Tresckows Quartier zu begeben. Der Nachtdienst begann um 23 Uhr, aber Tresckow legte sich meist erst nach der üblichen Partie Schach spät schlafen. Während des Schachspiels sprach er mit uns seine Projekte durch. Die Begegnungen dauerten nie lange, um keinen Verdacht zu erregen. Wir waren gewohnt, uns kurz zu fassen und knappe Befehle zu erhalten, daher gerieten wir nur selten ins kollektive Sinnieren. Am Anfang machten wir uns viele Gedanken über die Richtigkeit unseres Handelns und die Rechtfertigung des Attentats, denn ein Anschlag, auch wenn er einem Tyrannen gilt, bleibt doch ein Mord. Dann sprachen wir über die praktische Ausführung. Ohne autoritär zu sein, sprudelte Tresckow vor Ideen. Seine Vorstellungen waren immer zutreffend und setzten sich wie selbstverständlich bei seinen Kameraden durch. Er kehrte nie den Vorgesetzten hervor, sprach vielmehr wie ein Freund mit uns, so dass wir uns in der Diskussion meist seinen Auffassungen anschlossen. Man hätte ihn gern als Kompaniechef gehabt. Für Tresckow waren wir kein enger Kreis von Verschwörern, sondern eine Pflanzstätte, aus der Männer hervorgehen sollten, die bereit waren, ihr Leben zu opfern, auf den leisesten Wink loszuschlagen und seine Pläne in die Tat umzusetzen. Vertrauen haben und allzeit bereit sein, darum drehte sich alles bei uns.

Tresckow suchte sich auch auf höchster Ebene abzusichern.

Selbstverständlich würde der Anstoss zum Putsch nicht von den Generälen ausgehen, aber Tresckow wollte zumindest sicher sein, dass sie schwiegen und ihn gewähren liessen. Ende 1942 liess er durch den Oberleutnant Carl-Friedrich von Berg-Schönefeld bei Feldmarschall von Kluge vorführen, als die beiden an einer Wolfsjagd teilnahmen. Berg-Schönefeld führte den Feldmarschall etwas abseits und fragte ihn unversehens, was er von Hitler halte. Nach dieser ersten Orientierung fragte er weiter, wie sich Kluge im Fall der Eliminierung des Führers verhalten würde. Weiter sprachen die beiden nicht über dieses Thema. Berg-Schönefeld berichtete anschliessend Tresckow, und dieser suchte am folgenden Tag den Feldmarschall auf und setzte ihn über seine Attentatspläne ins Bild. Kluge sagte: «Rechnen Sie mit mir!» Im weiteren bewahrte er eine Haltung wohlmeinender Neutralität, die ihn gleichwohl das Leben kosten sollte.

Über die wahren Motive der zum Attentat auf Hitler entschlossenen Offiziere wird in Deutschland auch heute noch lebhaft diskutiert. Es heisst, wir hätten dank einem Separatfrieden mit den Amerikanern und Engländern um jeden Preis die eroberten Gebiete bewahren wollen. Den Sowjets, die die ganze Kriegslast getragen hätten, wären dann härtere Bedingungen aufgezwungen worden. Oder wir hätten das Deutsche Reich in den Grenzen von 1914 wiederherstellen wollen.

Diese Behauptungen bestreite ich rundweg. Die Informationen, die wir damals besaßen, liessen 1942 keinen Zweifel, dass die Alliierten fest entschlossen waren, alle territorialen Besitzungen ausserhalb der Reichsgrenzen von 1938 aufzulösen. Seit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika musste

man kein grosser Strategie sein, um zu erkennen, dass eine solch gewaltige Wirtschaftsmacht, die obendrein keine Kriegseinwirkungen auf ihrem Territorium zu verkraften hatte, den Ausschlag zugunsten des Gegners geben würde. Der Krieg war ganz klar verloren, und keine der kriegführenden Mächte hatte Interesse an einem Separatfrieden mit Deutschland. Auf der Konferenz von Casablanca im Jahr 1943 war ja dann auch die bedingungslose Kapitulation Deutschlands gefordert worden.

Schliesslich hielt uns Abwehrchef Hans Oster, dessen Behörde die Drehscheibe verschiedener Verschwörergruppen bildete, über die Diskussionen auf dem Laufenden, die die Alliierten über das künftige Schicksal der deutschen Ostterritorien führten und die alle die grosse Solidarität der Gegner belegten. Für uns ging es daher ab 1943 allein darum, die Kriegshandlungen zu beenden und die Verbrechen zu stoppen, um dadurch so viele Menschenleben wie möglich zu retten. Mehr nicht.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Tresckow und Schulze-Büttger Anfang 1944. Ich fragte mich damals laut, ob es sich angesichts der militärischen Lage überhaupt noch lohne, unsere Attentatspläne weiterzuverfolgen. Darauf erwiderte Tresckow mit ernster Miene: «Boeselager, mit jedem Tag werden weitere 16'000 Opfer umgebracht. Wir haben keine Wahl.»

Diese erschreckenden Zahlen hatte er sicherlich von Arthur Nebe erfahren. Nebe war eine komplexe, innerlich zerrissene Persönlichkeit, die ein doppeltes Spiel spielte. Durch sein Amt selbst in Verbrechen verstrickt, gab er doch wichtige Informationen an Tresckow und Oster weiter.

Begegnungen unter Kavalleristen

(1943)

Im deutschen Heer sind immer Pferde eingesetzt worden, als Stütze der Artillerie, an der Ostfront als Ersatz für die fehlenden motorisierten Einheiten oder die im Morast versackenden Nachschubkolonnen. Die Pferde waren im Schlamm und hohen Schnee widerstandsfähiger und zuverlässiger als die motorisierten Fahrzeuge.

Obwohl die Pferde seit dem Sommer 1941 ermüdende Gewaltmärsche hinter sich hatten, blieben sie weiterhin täglich im Einsatz. Die Reittiere erreichten im Trab 16 Stundenkilometer, die Gespanntiere 13 Stundenkilometer. Selbst auf den Kälteeinbruch waren sie vorbereitet. Während wir Soldaten uns die dünnen Uniformen mit Papier ausstopften, bekamen die Pferde zu unserem Erstaunen ein dichtes Fell, das sie schützte wie ein Pelz. Als in der russischen Schneewüste Heu und Hafer knapp wurden, frassen die Pferde die zarten Spitzen von Tannenzweigen, oder sie knabberten sogar, sofern sie sie erreichten, die Strohdächer der russischen Bauernkaten an. Wir gaben ihnen unsere Abfälle, denn sie verschmähten nichts. Zur Flüssigkeitsaufnahme leckten sie Eiszapfen, kurz, sie passten sich jeder Lage an.

Für den Kavalleristen waren die Pferde so etwas wie seine zweite Heimat. Die Tiere trugen unser persönliches Gepäck und die Zeltplanen – jeder Kavallerist jeweils ein Viertel eines Zeltes. Man musste einmal gesehen haben, wie liebevoll die Män-

ner nach einem Kampfeinsatz ihre Pferde tätschelten! Gewiss, wir Kavalleristen waren ihnen fast kameradschaftlich verbunden, wir taten alles für sie und wussten, dass uns die Pferde auch ohne Worte verstanden. Die Gegenwart der Pferde, ihr warmes Fell, ihre feuchten Mäuler, ihr Schnauben und Zittern, all das schenkte uns eine körperliche Nähe, die wir uns auch bei den besten Kameraden nicht erlaubten. In der äussersten Härte des Krieges vertraut sich der Reiter dem Pferd an und findet an ihm Halt. Das Pferd hätte seinerseits nicht ohne die Pflege, die sein Reiter ihm angedeihen lässt, überleben können. Und es ist nicht ausgemacht, wer wem letztlich nützlicher war.

Seit langem schon dachte mein Bruder Georg über Wege nach, wie das taktische Potential der Reitertruppen auszuspielen sei. An der ungeheuer langen Ostfront gab nicht allein die Feuerkraft und die materielle Überlegenheit den Ausschlag. In diesem Punkt war das deutsche Heer ohnehin im Nachteil. Die deutsche Industrie war bereits durch die Weltwirtschaftskrise geschwächt worden und hatte seit 1941 die Luftangriffe der Alliierten auszuhalten, daher würde die Rüstungsproduktion nie die Zahlen des Kriegsjahres 1917 erreichen. In dieser Hinsicht war an der Überlegenheit des Gegners seit dem Kriegseintritt Amerikas, das ihn mit Kriegsmaterial versorgte, nicht zu rütteln. Und die Zahl der Soldaten würde diese Überlegenheit ebenfalls nicht ausgleichen. Im fünften Kriegsjahr waren die Jahrgänge 1915-1925 bereits dezimiert. Es musste auf immer jüngere Rekruten, die zudem unzureichend ausgebildet waren, zurückgegriffen werden. Der Ersatz für die kämpfende Truppe war besonders für die Infanterie schwierig. Was wir brauchten,

war eine mobile und reaktionsschnelle Truppe, die vergleichsweise wenig Material benötigte, um den Feind zu stören, Brechen zu schliessen oder den Rückzug zu sichern. In einer aussichtslos erscheinenden Lage wie an Weihnachten 1941 hatten Georgs Reiter eine entscheidende Rolle gespielt. Durch rasche Bewegungen sowohl nach hinten, um eine neue Verteidigungslinie aufzubauen, als auch nach vorn, um den Angriff des Gegners empfindlich zu stören, hatten sie das Schlimmste verhindert.

Mein Bruder hatte zwei Vorbilder. Sein vorurteilsloser Verstand und seine Gewohnheit, nur nach Leistung zu urteilen, hatten ihn dazu geführt, sie beim Gegner zu finden. Im Übrigen kannte Georg keine Feinde, sondern nur den Gegner: Wenn er von den Russen sprach, kam nie ein Wort des Hasses oder der Verachtung über seine Lippen.

Sein erstes Vorbild war der Generalmajor Dovator, Kommandeur des 3. Kavalleriekorps der Roten Armee. Ihm war es am 13. Dezember 1941 gelungen, die deutsche Front aufzubrechen und im Rücken der deutschen Truppen Nachrichtenverbindungen und Nachschublinien zu zerschneiden. Seine Tollkühnheit musste er mit einem frühen Tod bezahlen. Er fiel wenige Tage später im Alter von 37 Jahren. Sein zweites Vorbild war General Bjelow, der den Krieg überlebte. Bereits im November 1941 – damals war er Kommandeur des 2. Kavalleriekorps – gelang es ihm mit Unterstützung einer Panzerdivision, gleich mehrere Divisionen der Wehrmacht zu überrennen und zurückzuschlagen. Zu Anfang des Jahres 1942 durchstieß er dann mit unglaublicher Kühnheit die deutsche Front bei Dorogobusch, drang tief hinter unsere Verteidigungslinien vor, ver-



Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte, Sommer 1942: am Tisch sitzend der Adjutant Philipp, links daneben Hauptmann von Bülow.

band sich mit den dort operierenden Partisanen und hielt sich bis Ende März, obwohl er von deutschen Truppen eingekreist war.

Für die auf verschiedene Divisionen verteilte Kavallerie war die Aufstellung eines speziellen Reiterregiments eine Frage des Überlebens. Georg hatte in Rumänien ausgiebig über diesen Plan nachgedacht. Nach einem kurzen Heimaturlaub in Heimerzheim machte er sich am 26. Dezember 1942 wieder auf den Weg nach Russland, um die Kameraden seiner alten Truppe, der Aufklärungsabteilung 6, zu besuchen. Von den Offizieren war nur noch Wilhelm König am Leben, den Offiziere wie Soldaten schon seit vielen Jahren nur bei seinem Spitznamen «King» nannten. Georg wurde von seinen Männern begeistert empfangen.¹ Ich hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihm die Rei-

se zu erleichtern. Da der Weg nach Rschew über Smolensk ging, wo sich das Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte befand, konnte ich für meinen Bruder einen Gesprächstermin mit Feldmarschall von Kluge am 8. Januar 1943 vereinbaren. Mit der ihm eigenen Überzeugungskraft legte Georg dem Oberbefehlshaber die taktischen Stärken der Kavallerie im Krieg in Russland dar. Beweglich, schnell und unabhängig von der Witterung, könnten Reiterverbände den Feind in einer Weise stören und verwirren, die in keinem Verhältnis zur vergleichsweise geringen Feuerkraft dieser kleinen Truppe stehe. Kluge kannte meinen Bruder schon aus der Zeit vor dem Krieg, als er selbst Kommandeur in Westfalen gewesen war. Er wusste über seine Waffentaten in Frankreich und Russland. Er hörte sich den Vortrag ohne Kommentar an. Am folgenden Morgen – Entscheidungen sollte man überschlafen – zeigte sich der Feldmarschall von Georgs Darlegung überzeugt und war bereit, das Experiment zu wagen. «Besprechen Sie die Details der Aufstellung eines Kavallerie-Regiments mit Tresckow», riet er Georg.

Ich organisierte das Treffen. Georg und Tresckow waren führungsstarke und taktisch versierte Männer. Das Gespräch war nur kurz. In einem Brief an Georg vom 27. Juli fasste Tresckow diese Begegnung und weitere Kontakte in den folgenden sechs Monaten zusammen: «Wir haben uns nur wenige Male gesehen, aber ich glaube, dass einige kurze Augenblicke genügt haben, um zu wissen, woran wir miteinander sind. Ich werde für Sie stets der Alte bleiben und bitte Sie um das Gleiche. Kein Wort mehr!»

Die beiden Männer wollten einen unabhängigen Reiterverband aufstellen, der nicht nur militärisch eingesetzt werden, sondern unter Georgs Führung auch bei Tresckows Staatsstreichplänen eine wichtige Rolle spielen sollte. Mit dieser Truppe hatte Tresckow einen weiteren Baustein seiner Attentatplanung. Ausser der Zustimmung Kluges und einer verschworenen Gruppe von Offizieren konnte er nun für seine Staatsstreichpläne auf eine mobile, von Mitverschworenen befehligte Einsatztruppe zählen. Freilich blieb noch eine Fülle von technischen Einzelheiten zu regeln. Seit einigen Wochen war Oberst Helmut Stieff der Chef der Organisationsabteilung des Heeres. Stieff war einer der unseren und teilte Tresckows Auffassung über die Rolle der Kavallerie. Weniger als eine Woche nach dem Treffen mit Georg erhielt Tresckow Stieffs Anordnungen. Am 14. Januar konnte er aus den Resten der Aufklärungsabteilungen in den Divisionen einen neuen Reiterverband unter Georgs Kommando bilden.

Dass Georgs im Aufbau befindlicher Reiterverband eine Rolle in den Staatsstreichplänen spielen sollte, blieb nicht geheim. Der damalige Botschafter in Ankara, Franz von Papen, schreibt in seinen Memoiren, er habe im April 1943 mit dem Grafen von Helldorf, dem Polizeipräsidenten von Berlin, und mit Gottfried von Bismarck, dem Regierungspräsidenten von Preussen, ein vertrauliches Gespräch geführt. Die beiden Männer unterrichteten ihn über ein Komplott gegen den Führer, bei dem Georg von Boeselagers Kavallerie-Regiment die Aufgabe zugeordnet war, den Staatschef und die Spitzen der NS-Partei in ihre Gewalt zu bringen. Mochte ihre Beschreibung durch Gerüchte auch verzerrt sein, so war doch klar, in welcher gefährli-

cher Lage mein Bruder und ich uns befanden. Zum Glück spielten diese hohen Beamten ein doppeltes Spiel und hüteten sich, ihre Informationen an die gefürchteten Geheimdienste des Dritten Reiches weiterzugeben.

Ausserhalb der amtlichen Kreise verbreitete sich die Nachricht von der Neubildung eines Kavallerie-Regiments wie ein Lauffeuer in der kleinen Welt der Kavallerie. Bereits am 25. Januar trafen King und seine Soldaten in Smolensk ein. Ich stiess am 1. April 1943 als ihr Abteilungskommandeur zu ihnen und schied aus dem Dienst beim Feldmarschall aus. Georg war mit Feuereifer dabei, die noch verbliebenen Reiterschwadronen zusammenzufassen, ihnen auch eine ausreichende Artillerie zu verschaffen und sie mit Funkgeräten auszustatten. Er musste den Tross ganz neu organisieren, und auch die tiermedizinische Versorgung der Tiere war ihm ein wichtiges Anliegen. Im Frühjahr brachten die Stuten siebzig Fohlen zur Welt, die nach einigen Wochen der Aufzucht bei den Muttertieren nach Ostpreussen verladen wurden. Die Tiere brauchten eine grosse Menge Futter, das zum grossen Teil aus Deutschland importiert werden musste. Ein Pferd braucht täglich fünf Kilo Stroh und ebenso viel Heu und Hafer. Ausserdem musste Vorsorge für den Winter getroffen werden. Wir konstruierten eine hölzerne Heupresse zum Herstellen von rechteckigen Ballen, die wir für die kalte Jahreszeit einlagerten. Georg kümmerte sich um jedes Detail. Zwar besass er wie ich das Vertrauen des Feldmarschalls, aber einfach war es dennoch nicht. Er schrieb, telefonierte, plante neue Standorte und inspizierte Pferdezuchten in der Heimat. Er beobachtete, urteilte und entschied. Er machte in Berlin Druck und hoffte durch Beharrlichkeit zum Ziel zu kommen. Der Hee-



Lagebesprechung, Russland, Juli 1943: in der Mitte Georg, links Philipp.

resgeneralstab sah seine Pläne mit Wohlwollen. Georg hatte gute Kontakte zu Major von Arnsberg, dem im Personalamt für die Verwirklichung des Kavallerie-Regiments verantwortlichen Offizier. Er hatte ihn im Jahr zuvor auf der Fahrt im Orient-Express nach Rumänien kennengelernt.

Die Arbeit nahm Georg so in Anspruch, dass er beinahe zu essen und zu trinken vergass. Ein paar Eier und eine Tasse Kaffee oder Mokka schienen ihm zu genügen. Nachts schlief er nur noch fünf Stunden. Er nahm sich nicht einmal mehr die Zeit, seine Pferde zu reiten, und überliess die Dressur Fritz Thiedemann. Als einzigen Ausgleich gönnte er sich Jagdausflüge vor Morgengrauen, oft allein mit seinem Hund. Er streifte dann durch die Steppe oder Wälder, wagte sich auch in Sümpfe und fand die Freuden seiner Kindheit, wenn er im Gebüsch versteckt

dem Wild auflauerte. Mit einem Fuchs in der Jagdtasche kehrte er nach ein paar Stunden zu dem Zeitpunkt zurück, wenn das Leben im Lager erwachte. Hellwach gab er seine Anordnungen, und der Tag konnte für alle beginnen.

Nach Tresckows Planung sollte der Reiterverband 28 Offiziere, 160 Unteroffiziere, 920 Soldaten und etwas mehr als 1'000 Pferde zählen. Ende Februar kamen noch 350 Kosaken hinzu, um deren Eingliederung sich Rittmeister von der Schulenburg kümmerte. Der Reiterverband Boeselager umfasste vier Reiterschwadronen, die alle mit einem MG 42 und je einer schweren Granatwerfergruppe ausgerüstet waren, dazu eine Nachrichtenabteilung und einen Artilleriezug. Am 6. April wurde der Reiterverband zu einem echten, aus zwei Abteilungen bestehenden Regiment aufgestockt. Die zweite übernahm Rittmeister Walther Schmidt-Salzmann, ich selbst erhielt das Kommando über die erste Abteilung.

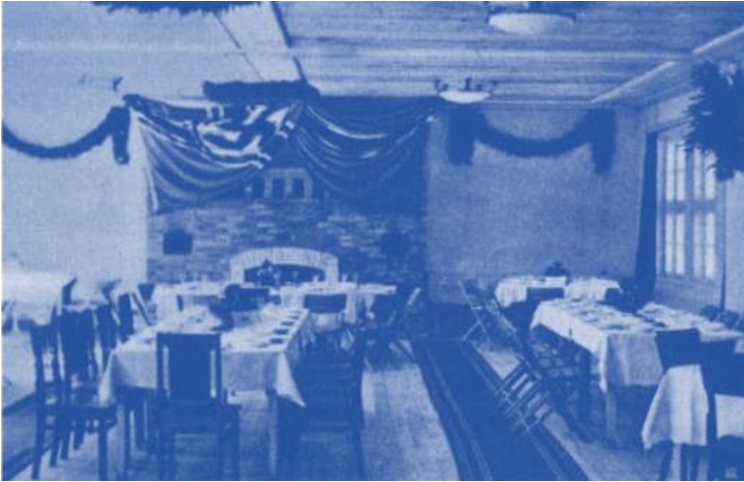
Drei gescheiterte Versuche

(März 1943)

Nur eine Handvoll Offiziere hatte Zugang zu Hitler. Unter ihnen befanden sich sein persönlicher Adjutant Rudolph Schmundt, ein Jahrgangskamerad Tresckows, und selbstverständlich die Feldmarschälle. Unterhalb des Generalsrangs gab es für einen Offizier kaum Gelegenheit, in die Nähe des Diktators zu kommen und ein Attentat auf ihn zu verüben. Vor jeder Begegnung musste man Koppel und Pistole abgeben. Tresckow war daher der Auffassung, dass es leichter sei, Hitler bei einem Besuch an der Ostfront zu töten, als einen Anschlag in der uneinnehmbaren Wolfsschanze zu wagen. Die Heeresgruppe Mitte war nur eine von drei Heeresgruppen an der Ostfront. Hitler hatte ein provisorisches Hauptquartier und besuchte ganz selten die Truppen. Dennoch gelang es Tresckow, Hitler in die Falle zu locken. Über Schmundt liess er den Diktator wissen, dass Kluge sich heftig gegen die Angriffsoperation «Zitadelle» sträubte. Um den Widerwillen des Feldmarschalls gegen diesen Plan zu brechen, solle Hitler ihm einen Besuch abstatten, um das Vertrauen, wenn nicht gar die Eintracht wiederherzustellen. Der Vorschlag verfiel. Hitler liess sich von dem Gedanken einnehmen, seinen Verächter zu umgarnen und auf seine Seite zu ziehen. Nun musste nur noch der Zeitpunkt des Besuches festgesetzt werden. Als der feststand, schwankten wir noch zwischen

einem Attentat mit Schusswaffen oder Sprengstoff. Zu einem Sprengstoffattentat gab es weniger Gelegenheiten, ausserdem würde sich die Zahl der Opfer ausserhalb der unmittelbaren Umgebung des Diktators und unter den Verschwörern erhöhen. Tresckow entschied sich daher für ein Pistolenattentat. Sollte dies nicht gelingen, blieb immer noch das Sprengstoffattentat. Die gewählte Lösung garantierte aber auch keinen hundertprozentigen Erfolg. Tresckow hatte von Schmundt erfahren, dass der Diktator unter seiner Uniform eine kugelsichere Weste trug. Ausserdem hatte Freiherr von Gersdorff beobachtet, dass die Mütze des Führers mit Metall armiert war. Hitler trug zwar keine Rüstung, aber man musste schon genau auf den schwachen Punkt zielen. Da den Verschwörern hierüber genauere Informationen fehlten, kamen sie zu dem Entschluss, dass direkt ins Gesicht geschossen werden musste.

Wir bereiteten uns intensiv vor, spielten verschiedene Szenarien durch, machten Schiessübungen. Schliesslich musste einer gefunden werden, der das Signal zum Schiessen gab. Einen Menschen von hinten zu erschiessen erfordert Kaltblütigkeit, von vorn ist es noch schwieriger. Noch einmal etwas ganz anderes ist es jedoch, ihn direkt ins Gesicht zu schiessen. Georg kam täglich mit Tresckow zusammen, um die Aufstellung seines Reiterverbands zu überwachen. Der Generalstabsoffizier fragte ihn eines Tages direkt, ob er bereit sei, den Mann zu erschiessen, von dem er ein Jahr zuvor feierlich mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet worden war. Mein Bruder war kein Zauderer, ausserdem war er als Jäger auch ein guter Schütze. «Er wird sich nicht aus der Fassung bringen lassen», urteilte Tresckow. Georg überlegte einen Augenblick und



Das Offizierskasino, wahrscheinlich der Ort, an dem im März 1943 das Pistolenattentat auf Hitler stattfinden sollte.

räumte dann ein, dass er nicht sicher sei, ins Schwarze zu treffen. Nicht dass er um sein Leben gefürchtet hätte, da ein einzelner Attentäter zur Zielscheibe der Leibwächter werden musste. Nicht Schwäche fürchtete er, sondern aus Nervosität nicht richtig zielen zu können.

Unter der Bedingung, nicht alleine schießen zu müssen, erklärte er sich bereit. Zum Kreis der Verschwörer gehörten dann insgesamt neun Offiziere, vier aus dem Heeresgruppenstab und fünf aus dem im Aufbau befindlichen Reiterregiment, darunter auch Rittmeister Schmidt-Salzman und ich selbst. Der Plan sah Folgendes vor: Sobald Hitler das Offizierskasino betreten und sich zu Tisch gesetzt hat, sollte Georg plötzlich aufstehen und laut «eins, zwei» sagen. Dann stehen die anderen Verschwörer auf und schießen. Gewiss würde es im Kasino Leib-

wächter geben, aber nur am Rand des Saales, denn an den Tischen waren sie nicht zugelassen. Dass sie reagieren würden, war uns klar, aber wir setzten auf das Überraschungsmoment und hielten ihre Reaktion für wirkungslos. Es mussten mehrere Schützen sein, für den Fall, dass ein unvorhergesehenes Hindernis in die Schussbahn kam. Sollte Hitler, der kein Freund von Banketten war, im letzten Augenblick absagen, gab es noch einen Plan B. Dieser sah vor, Hitler auf dem Rückweg zum Flugplatz in einem Waldstück von einer Reiterschwadron unter dem Kommando von Wilhelm König abfangen zu lassen, vor ein Standgericht zu stellen und unverzüglich zu erschiessen. Falls auch dieser Plan nicht gelingen sollte, hatte Schlabrendorff noch die Lösung mit der Bombe im Flugzeug.

Nun blieb uns die Aufgabe, Kluge ins Vertrauen zu ziehen. Dieser kannte meine geheimen Umtriebe und deckte sie im Stillen. Sein Wohlwollen stiess nur an die Grenzen, die ihm seine Intelligenz und seine sprichwörtliche Klugheit – man nannte ihn «den klugen Hans» – setzten. Dass Wehrmachtsoffiziere ein Attentat auf einen Mann bei Tisch verüben wollten, erschien diesem sechzigjährigen Preussen von altem Schrot und Korn doch ein bisschen feige. Ein weiterer Vorbehalt: Das deutsche Volk hätte kein Verständnis für die Ermordung eines Mannes, der immer noch als energischer Kriegsherr und letztes Bollwerk gegen den Zusammenbruch galt. Als ich den Feldmarschall auf diese Frage ansprach, antwortete er mir nicht. Mit dem Kinn bedeutete er mir: «Auf Ihr eigenes Risiko ... ich werde Sie nicht verraten.»

Am 7. März war Dohnanyi, ein Mitarbeiter von Hans Oster, bereits ins Hauptquartier des Heeresgruppenstabs Mitte gekom-

men, um die geheimen Parolen für die Auslösung des Staatsstreichs nach erfolgreichem Attentat zu verabreden. Am 12. März 1943, am Vorabend von Hitlers Besuch, kam die Meldung, Himmler würde den Führer nicht begleiten. Hierauf zog Kluge seine Zustimmung wieder zurück. Hitler zu ermorden, ohne Himmler in der Hand zu haben, hätte die Gefahr eines Bürgerkriegs heraufbeschworen. Die SS hätte nach dem Tod des Führers die Macht an sich gerissen und jede Opposition gnadenlos unterdrückt. Man musste sie also bei einem Staatsstreich unbedingt kaltstellen. Kurz, ein gelungenes Attentat auf Hitler bliebe ohne entscheidende Folgen, wenn nicht gleichzeitig Himmler, der Reichsführer SS, beseitigt würde. Das Attentat wurde abgeblasen. Nach all der Anspannung bei den Vorbereitungen war unsere Enttäuschung masslos.

Die Focke-Wulf «Condor» aus Winniza landete auf dem Flugplatz. Die Laufftreppe wurde herangeschoben, die Tür des Flugzeugs öffnete sich. Hitler stieg aus, Himmler fehlte tatsächlich. Der ganze Tag war für uns eine Qual. Während des Besuches verfolgten wir im Geist jede Phase des genau geplanten Attentats. Hitler und Kluge unterhielten sich im Konferenzzimmer. Ich sehe noch den Leibarzt des Führers, Professor Theo Morell, im Nebenzimmer widerlich mit offenem Mund schnarchen, während wir draussen warteten. Bei Tisch mussten wir dann Hitlers Laune ertragen. Er hatte seinen Leibkoch mitgebracht und seinen Arzt, der alle Speisen vorkosten musste. Er bot einen widerlichen Anblick, wie er über den Teller gebeugt, die Ellbogen auf dem Tisch, dasass und sich nur aufrichtete, um einen Bissen zu nehmen.

Wir hielten uns an das Verbot des Feldmarschalls. Aber Tres-

ckow und Schlabrendorff hatten noch etwas anderes vorbereitet. Eine solche Gelegenheit durfte man nicht ungenutzt verstreichen lassen. Hitler durfte diesen Tag nicht überleben. Beim Mittagessen hatte sich Tresckow vergewissert, dass sein Tischnachbar, Oberst Brandt, auf dem Rückflug in Hitlers Maschine sitzen würde. Unter dem Vorwand, Helmut Stieff eine Überraschung zu bereiten, gab Schlabrendorff Oberst Brandt zwei Flaschen französischen Cognacs in einem Holzkistchen mit auf den Weg. Solche Wein- und Spirituosengeschenke waren unter Militärs durchaus üblich, deshalb schöpfte der für die Sicherheit der Maschine Verantwortliche keinen Verdacht und ging Schlabrendorff leicht auf den Leim. In Wirklichkeit enthielt die Kiste eine in nächtelanger Arbeit hergestellte Bombe. Der von Schlabrendorff scharfgemachte Zeitzünder sollte die Explosion während des Fluges ungefähr in der Höhe von Minsk auslösen.

Wie gross war unsere Enttäuschung, als wir am Ende des Tages über Funk erfuhren, die Maschine des Führers sei nach einem Flug ohne Zwischenfälle im ostpreussischen Rastenburg gelandet. Wir waren alle niedergeschmettert. Für Fabian von Schlabrendorff ging es freilich um Tod oder Leben. Doch zum Jammern war keine Zeit. Es musste gehandelt werden, aber ohne Überstürzung, um keinen Verdacht zu erregen. Eine Sondermaschine startklar zu machen, kam daher nicht in Betracht. Schlabrendorff bestieg erst am folgenden Tag in aller Frühe die normale Kuriermaschine und landete zwei Stunden später auf dem Flugplatz, wo tags zuvor Hitler gelandet war. Mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit ging er zu Brandt, liess sich sein Holzkistchen geben und tauschte den Inhalt gegen echte Cognacfla-

schen aus. Eine nähere Untersuchung ergab, dass es wegen der eisigen Temperaturen im Stauraum der Maschine nicht zur Zündung gekommen war.

In der folgenden Woche sollte Gersdorff dem Führer sowjetische Beutewaffen bei einer Ausstellung im Zeughaus in Berlin erläutern. Er gehörte zur Begleitung des Generals Model. Tresckow war es im letzten Augenblick gelungen, diesen naziergebenen General anstelle des Feldmarschalls von Kluge nach Berlin zu locken. Tresckow brauchte Kluge unbedingt für den Fall des Gelingens des Attentates. Der 20. März war «Heldengedenktage», an dem der Hunderttausende von Gefallenen gedacht wurde. Auch Göring und Goebbels nahmen an der Veranstaltung im Zeughaus teil – eine neue, ganz unerwartete Gelegenheit. Gersdorff wollte sich bei der Vorführung durch Selbstmord opfern. Unser aller Wille, den Diktator zu eliminieren, war so unbändig, dass Gersdorff keinen Augenblick gezögert hatte, als Tresckow ihm den Plan unterbreitete. Kurz bevor Hitler das Berliner Zeughaus betrat, löste Gersdorff den Zeitzünder aus, der sich an seinem Koppel befand. Doch leider hatte es Hitler eilig, er lief im Eilschritt durch die Ausstellung, ohne auf die Erläuterungen zu hören oder vor den Vitrinen haltzumachen, wozu ihn Göring vergeblich aufforderte, und verliess das Zeughaus. Solchermassen allein stengelassen, fand Gersdorff noch Zeit, einen Toilettenraum aufzusuchen und die Sprengladung unschädlich zu machen. Er kam mit dem Leben davon. Aber Hitler lebte auch noch.

Drei Misserfolge in acht Tagen Abstand konnten unseren Widerstandswillen nicht brechen. Wir fühlten uns einander verbunden, das war die Hauptsache. Rückblickend muss ich aller-

dings zugeben, dass Kluge damals recht hatte. Im März 1943 fehlte unserer Verschwörung noch die weitere Planung zum Erfolg. Die physische Eliminierung des Führers hätte das Problem nicht gelöst, weil ein ausgearbeiteter Staatsstreichplan fehlte. Wir hätten nur den Platz für einen anderen, womöglich noch blutrünstigeren Despoten frei gemacht. Ausserdem war nicht anzunehmen, dass sich andere Nazigegner unverzüglich aus der Deckung gewagt hätten.

Die Barbaren aufhalten

Zu Beginn des Krieges im Osten meinte der deutsche Offizier, er vertrete die Kultur im Kampf gegen eine barbarische Nation. Was ist Barbarei? In erster Linie die Missachtung der Rechte des Einzelnen, die Brutalität im Umgang mit Menschen, die Rohheit im Alltag, ferner die Gleichgültigkeit gegenüber allen Errungenschaften der Kultur und des Wohllebens, gegenüber allem, was menschliche Arbeit und menschlicher Geist im Laufe von Jahrhunderten an Schönem geschaffen haben. Die kommunistischen Kommissare, die kaltblütig zurückweichende Soldaten erschossen, die gewissenlosen Offiziere, die in Eile zusammengescharte Frauen, Greise und Kinder als Ersatztruppen in unser MG-Feuer trieben, die Feinde, die Verwundete systematisch erschossen, Gefangenen die Augen ausstachen und ihre eigenen Toten nicht begruben – sie alle erschienen uns als Barbaren. Wir hatten viele Erzählungen dieser Art gehört und konnten bei vielen Gelegenheiten die makabren Ergebnisse mit eigenen Augen sehen. Doch nun wussten wir seit einigen Monaten, dass die Russen nicht das Monopol auf die Barbarei besaßen: Die SS und ihre Hilfstruppen übten sich gleichermassen in Bestialität, ja selbst der gewöhnliche Wehrmachtssoldat liess sich in einzelnen Fällen von dieser Grausamkeit anstecken. Nun ging es nicht nur darum, die russische Dampfwalze in ihrem

Vorwärtsdrang nach Europa zu stoppen, sondern dem Vernichtungswillen der SS Einhalt zu gebieten. Für diese anfangs nur vage Überzeugung erhielt ich sehr bald konkrete Bestätigung.

Im Frühjahr 1943 – ich hatte gerade das Kommando über die I. Abteilung übernommen – bat mich der Hauptmann des Artilleriezug um ein vertrauliches Gespräch. Er machte einen verstörten Eindruck. Auf der Rückkehr von seinem Heimaturlaub sei er zwei Tage lang im Urlauberszug mit SD-Leuten (Sicherheitsdienst der SS) gefahren. Mitten unter ihnen musste er ihre Erzählungen mit anhören. Die SD-Leute brüsteten sich, im Bereich der Heeresgruppe Süd 250000 Juden umgebracht zu haben. Vom Alkohol enthemmt, hätten sie die Massaker in allen grausamen und obszönen Einzelheiten geschildert. Mein fassungsloser Panzerhauptmann hörte noch, dass sie nun im Bereich der Heeresgruppe Mitte ihre Einsätze fortsetzen würden.

Ich zögerte nicht eine Sekunde und rief sofort Georg an.

«Ich muss sofort zu Kluge!»

«Was ist denn los?», fragte Georg, über meine Aufgebrachtheit verwundert.

«Herr Major, das melde ich später. Es hat nichts mit dem Regiment zu tun!»

«Gut, fahr», sagte Georg und legte auf. An meiner Stimme und an der offiziellen Anrede hatte er sofort gemerkt, dass die Angelegenheit sehr ernst war.

Knapp eine Stunde später war ich im Hauptquartier des Heeresgruppenstabs und wurde auch gleich zu Kluge vorgelassen. Kluge nahm die Meldung sehr ernst. «Gehen Sie sofort zu Tresckow, das muss unterbunden werden.»

Wie nicht anders zu erwarten, fand Tresckow die Lösung für

ein scheinbar unlösbares Problem. Die Bewegungen der Kommandos des Sicherheitsdienstes und das Vorgehen seiner Angehörigen konnte nicht verhindert werden. Also musste man ihnen den Wind aus den Segeln nehmen und ihnen die Durchführung von Razzien unmöglich machen. Tresckow liess Befehl an alle Ortskommandanturen ergehen, wonach das Sammeln und Versammeln von russischen Zivilisten verboten wurde. Da die SD-Leute nun ihre Opfer nicht vor dem Abtransport auf Lkws sammeln konnten, waren sie um einen wichtigen Teil ihrer Wirkungsmöglichkeiten gebracht. Tatsächlich war das Ausmass der Massaker des Sicherheitsdienstes in diesem Bereich sehr viel geringer als in den anderen Teilen der Ostfront und hier vor allem in der Ukraine. Ich habe das vor einigen Jahren bei einem Besuch der Gedenkstätte Yad Vaschem in Jerusalem feststellen können.

Die Reiter im Kugelhagel

Bei einem Vortrag, den ich – ein Novum, zusammen mit anderen deutschen und französischen Widerstandskämpfern – im Januar 2004 in Paris vor einer Gruppe von vierzehn- bis achtzehnjährigen Schülern gehalten habe, wurde ich von einem Jungen gefragt:

«Aber warum haben Sie denn nicht weitere Attentate vorbereitet? Warum haben Sie es nicht öfter versucht?»

«Wir waren im Krieg! Unsere Hauptaufgabe als Offiziere bestand darin, das Überleben unserer Soldaten und ihre Rückkehr in die Heimat zu sichern.»

Diese Klarstellung scheint mir notwendig. Gewiss, wir wollten Hitler beseitigen und der Naziherrschaft ein Ende setzen. Das hatten wir uns vorgenommen, das sahen wir als unser höchstes Ziel an. Aber wir hatten auch direkte Einsatzbefehle auszuführen, wir trugen für die uns unterstellten Männer eine Verantwortung, der wir uns nicht entziehen konnten. Die Ostfront nahm unsere ganze Kraft, Aufmerksamkeit und unser physisches und psychisches Stehvermögen in Anspruch. Die für die Attentate vorgesehenen Termine kollidierten mit den Anforderungen des Einsatzkalenders. Im März 1943, zwei Tage vor Hitlers Besuch im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte, hatten Georg und seine Reiter mehr mit der Partisanenbekämpfung als mit der Vorbereitung des Attentats zu tun.

Im Mai wurde der Reiterverband wieder vorwiegend gegen Partisanen im Raum Staiki zwischen Witebsk und Orscha eingesetzt. Bei dem Tauwetter gehörte die Kavallerie zu den wenigen mobilen Einheiten, während die Lkws auf Wegen, die vom Schmelzwasser unterspült wurden, oft steckenblieben. Das Regiment erhielt Verstärkung durch eine zusätzliche Abteilung unter dem Kommando von Rittmeister von Bassewitz. Der Einsatz liess aber zum Glück noch etwas freie Zeit zur Entspannung. Im Juni veranstaltete man ein römisches Wagenrennen, bei dem die Lenker, in römische Togen gewandet, stilgerecht antraten ...

In den ruhigen Zeiten übte man intensiv das Absitzen zum Kampf. Die Pferde hatten sich schon lange an Waffenlärm und Kriegsgeschrei gewöhnt und zeigten eine stoische Ruhe. Aber sie blieben dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Vor jedem Gefecht mussten die Reiter auf einen knappen Befehl hin absitzen und ihre Pferde ohne Hektik einem Kameraden übergeben, der sie einige hundert Meter entfernt ausser Schussweite brachte. Die mit dieser Aufgabe betrauten Männer blieben im Sattel und mussten mit der rechten Hand das eigene und ein fremdes Pferd im Zaum halten und mit der linken Hand zwei zusätzliche Pferde am Zügel halten. Unter der Leitung eines erfahrenen Offiziers entfernten sie sich im leichten Trab und warteten das Ende des Gefechts in der sicheren Deckung eines Waldes oder hinter einer Anhöhe ab. Dann schloss die kleine Herde wieder zur kämpfenden Truppe auf, manchmal per Funk geleitet. Dies geschah auch, wenn im Verlauf des Gefechts ein Stellungswechsel nötig war. Der musste binnen Minuten erfolgen. Wie gut diese Manöver beherrscht wurden, geht aus den geringen

Verlusten an Pferden hervor. So bin ich 1945 mit Moritz und Oter, den beiden Pferden, die mich seit 1939 begleiteten, auch wieder heimgekehrt.

Doch bald wurden die Kämpfe schwerer. Hitler gab am 5. Juli 1943 den Befehl zum Unternehmen «Zitadelle», mit dem das ungeheure Offensivpotential, das der Feind im vorspringenden Frontbogen von Kursk zwischen der Heeresgruppe Mitte und der Heeresgruppe Süd konzentriert hatte, geschmälert, wenn nicht gar vernichtet werden sollte. Dem Kavallerie-Regiment kam dabei eine wesentliche Rolle zu. Nach dem Wunsch des Feldmarschalls Kluge sollte es als «Feuerwehr» entlang der Front zum Einsatz bereit sein.

Am 12. Juli 1943 griffen jedoch 80 sowjetische Schützendivisionen mit Unterstützung der sowjetischen Luftwaffe und 3500 Panzern von Osten und Norden den Raum nördlich von Orel-Brjansk an, wo umfangreiche deutsche Truppen für den Angriff auf den weiter südlich gelegenen Kursker Bogen zusammgezogen worden waren. Das 200 Kilometer südwestlich von Moskau gelegene Gebiet von Orel bildete einen vorspringenden Bogen in russisches Territorium und entsprach symmetrisch dem Kursker Bogen, den die Wehrmacht besetzt hielt.

Tresckow sah voraus, dass die Einkesselung drohte, wenn es der Roten Armee gelänge, die Bahnlinie Orel-Karatschew-Brjansk zu erobern. Er verfügte, dass eine Abteilung unseres Regiments in das Gebiet um Tereben, einem grösseren Dorf nordöstlich von Kratschew, geschickt wurde. Die Widerstandskraft der dortigen Infanterie war erschöpft, die Verteidigungslinie drohte zusammenzubrechen. Georg betraute mich mit dem Kommando für diesen Einsatz. Unsere Abteilung wurde in ei-

nen mit ganzen Birken getarnten Transportzug verladen: 600 Mann, 62 leichte und 12 schwere MG, eine Pak und eine Flak. Georg und ich eilten der Truppe voraus und trafen in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli am Gefechtsstand in Tereben ein. Dort herrschte grosses Durcheinander, weil die Verantwortlichkeit zweier Kommandeure nicht geklärt war. Georg schlichtete den Streit, indem er beiden den Oberbefehl über ihre sieben Bataillone nahm. Dann fielen Schüsse im Norden des Dorfes. Soldaten kamen in Panik die Strasse entlanggelaufen. Mit gezogener Pistole brachte Georg die wilde Flucht zum Stehen und formierte die Verteidigung neu. Die Soldaten fassten wieder Mut, doch an der zahlenmässigen Überlegenheit des Gegners gab es keinen Zweifel. Um Tereben zu halten, musste die Verteidigung des vier Kilometer weiter südöstlich gelegenen Dorfes Kudrjawez vorübergehend aufgegeben werden. Am folgenden Tag erhielt Georg aber den Befehl, dieses Dorf zurückzuerobern. Dies konnte nur durch einen Überraschungsangriff gelingen. Ich brach am 20. Juli um 8 Uhr morgens mit meinen Männern auf. Wir umgingen die Ortschaft von Westen, wandten uns nach Süden und machten nach ein paar Kilometern eine scharfe Kehrtwendung nach Norden und stiessen in feindliches Gebiet vor. Dabei konnten wir eine russische Nachschubkolonne vernichten. Von seiner Stellung am Nordausgang der Ortschaft überwachte Georg die Operationen per Funk. Nach zwei Stunden war das Dorf wieder in deutscher Hand. Wir erbeuteten umfangreiche nachrichtlich verwertbare Unterlagen. An Verlusten hatten wir 3 Tote und 21 Verletzte zu beklagen. Die Verschnaufpause war jedoch nur kurz.

Am 23. Juli bei Tagesanbruch ging der Gegner wieder in die

Offensive. Sieben russische Schützenregimenter berannten die schwach besetzte deutsche Verteidigungslinie. Georg setzte seine Reserveeinheiten ein. Immer wenn Durchbrüche in der Verteidigung drohten, beorderte er ein oder zwei Reiterschwadronen zu je 40 Mann herbei. Diese verscheuchten die russischen Schützen und schlossen die Verteidigungslinie, bis sie zu einer neuen Schwachstelle gerufen wurden. Ohne Georg, der mitten in der Truppe kämpfte, wäre sicherlich alles zusammengebrochen. Die 3. Schwadron geriet in grosse Bedrängnis. Sie hatte die Verbindung zur rechts und links operierenden Schwadron verloren. Nach einer halben Stunde war die Kampfstärke auf 110 Reiter gesunken, und es sah aus, als würde die Truppe sang- und klanglos untergehen. Da tauchte plötzlich unvermutet Georg, nur von seinem Fahrer begleitet, aus dem Gestrüpp auf. Schiffchen auf dem Kopf, Pistole am Koppel, Stab in der Hand, ging er mitten im Kugelhagel auf den Schwadronschef zu. Vollkommen gelassen bat er um einen Lagebericht, als wäre es ein Manöver und kein hitziges Gefecht. Die Männer um ihn herum beobachteten ihn und schöpften aus seinem sicheren Auftreten wieder neuen Mut. Immer Pädagoge, fragte Georg: «Was schlagen Sie vor? Soll man frontal angreifen? Oder sich zwischen den beiden feindlichen Regimentern wegschleichen?» Der Schwadronschef war für einen Frontalangriff. Georg überlegte einen Augenblick. «Gut, halten Sie die Stellung, weichen Sie keinen Zentimeter zurück, bleiben Sie mit der Abteilung zur Rechten in Verbindung. Alles andere übernehme ich.» Eine halbe Stunde später trug er mit der ihm direkt unterstellten Schwadron einen Flankenangriff auf eines der feindlichen Regimenter vor. Der Feind wich zurück. Sofort kehrte Ge-

org zur 3. Schwadron zurück und koordinierte die übergreifende Offensive mit dem Flankenangriff. Die Unternehmung hatte Erfolg. Die Russen wurden zurückgetrieben. Freilich gewann man dadurch nur einige Stunden, denn die Feuerkraft des Gegners war überwältigend. Bald stand Tereben in Flammen. Unsere drei Abteilungen hatten starke Verluste erlitten. Zwei waren noch halbwegs kampfkünftig, aber nach den unablässigen Kämpfen der vorangegangenen Tage würden sie nicht mehr lange durchhalten. Die Truppenstärke war um die Hälfte dezimiert.

Am 24. Juli gegen 16 Uhr mussten Tereben und Kudrjawez aufgegeben werden. Neues Ziel war die weiter westlich gelegene Brücke über die Resseta. Georgs Männer sprengten um 18 Uhr die Brücke auch auf die Gefahr hin, sich selbst möglicherweise den Rückzug abzuschneiden. Die verbliebenen Truppen mussten sich ungefähr fünfzehn Kilometer südwestlich am Fluss entlang absetzen und dabei die Bahnlinie schützen. Die ihnen nachsetzenden Russen hätten sie beinahe auf der linken Seite überholt. Zwischen dem Gegner und den deutschen Einheiten dehnte sich Sumpfland mit vereinzelt Buschwerk, das Wasser war stellenweise bis zu einem Meter tief, das ganze Terrain war mit Stechmücken und Blutegeln verseucht. Am 27. Juli erhielten wir den Befehl zum Angriff. In einem zweistündigen Gefecht, das hart, aber taktisch klug geführt wurde, gelang es uns, das gegnerische Bataillon in die Flucht zu schlagen. Mehrere Dutzend Russen sassen im Sumpf fest und gerieten in Gefangenschaft. Am 29. Juli hatte sich die Lage stabilisiert. Wir wurden durch Kräfte der benachbarten Divisionen abgelöst. Georg und ich blieben noch bis zum 8. August als Reserve in



2. August 1944: Georg überreicht seinem Bruder das Eiserne Kreuz erster Klasse.

der Gegend. Bei den folgenden zweiwöchigen Gefechten hatten wir relativ geringe Verluste in der 1. Abteilung Boeselager: 3 Prozent Gefallene, 29 Prozent Verwundete.

Den Sommer über kamen die Abteilungen unseres Regiments nacheinander in verschiedenen Krisenpunkten im Raum Smolensk zum Einsatz. Das Szenario lief immer gleich ab: Der Gegner, dank zahlenmässiger Überlegenheit, durchbricht die deutschen Verteidigungslinien und sorgt für Panik; blitzschneller Einsatz der Kavallerie schafft eine vorübergehende Stabilisierung, unter der ein Maximum an Truppen evakuiert werden kann; unter neuen Angriffswellen des Gegners schliesslich Ab-

setzbewegung unserer Einheiten. Die Kavallerie garantierte den unvermeidlichen Rückzug wenigstens in geordneten Bahnen.

Mitte Oktober konnte Kluge endlich Hitler überzeugen, Smolensk aufzugeben. Die Heeresgruppe Mitte zog sich auf einen Frontabschnitt von Witebsk im Norden bis Gomel im Süden zurück, in die sogenannte «Panthersteilung». Georg hatte vom Feldmarschall den Befehl erhalten, seine Truppen im Raum südöstlich von Orscha hinter der 4. Armee einsatzbereit aufzustellen. Unser Regiment legte die 160 Kilometer in 36 Stunden zurück und traf am 27. September um 8 Uhr am vorausbestimmten Ort ein. Dort mussten wir sofort zum Angriff übergehen. Wir erbeuteten zum ersten Mal ein amerikanisches Funkgerät, Beweis für die Lieferungen der USA an ihre sowjetischen Verbündeten. Nach erfolgreichem Einsatz kehrte das Regiment Anfang Oktober unter sintflutartigem Regen nach Norden zurück.

Dort erwarteten das Regiment neue, härtere Kämpfe. Mitte Oktober überrannten die Russen an mehreren Punkten die Panthersteilung und eine rückwärtige Verteidigungslinie Panther-West und Panther-Ost, zwischen denen ein wenige Kilometer umfassender Rückzugsraum lag. Ein Spähtrupp, den ich eines Tages in diesen Raum geschickt hatte, geriet unter feindliches Feuer. Die Reiter flüchteten sich in den Wald und irrten den ganzen Tag durch sumpfiges Unterholz, wo die Pferde bis zum Bauch im Wasser versanken. Mit Kiefern bestandene Sandbänke erhoben sich hier und dort aus dem Wasser. Auf einer solchen Sandbank verbrachte der Spähtrupp, auf wenigen Quadratmetern trockenen Lands eingeeigelt, die Nacht. Die Reiter gaben den Pferden, die die dargereichten Birkenzweige verschmähten, schliesslich von ihrer eigenen Brotration zu fressen.

Am folgenden Tag fand der Spähtrupp ohne Feindberührung zu unserer Abteilung zurück. Mit welcher Erleichterung sah ich die Männer wieder, die ich schon für verloren gehalten hatte! Ich liess Cognac ausschenken und jedem Mann zwanzig Zigaretten zuteilen – ein Luxus in jenen Kriegszeiten.

Georg entschied schon bald, die unter meinem Befehl stehende Truppe einzusetzen, denn die II. Abteilung hatte in den vorangegangenen zwei Wochen schwere Kämpfe durchmachen müssen. Auch meine Abteilung hatte längst nicht mehr die volle Gefechtsstärke. Ich verfügte nur noch über ein Drittel der normalen MG-Ausstattung. Mit nur 19 leichten MGs, 4 schweren MGs und 7 Granatwerfern erreichten wir am 21. Oktober die uns zugewiesene Stellung bei Sapolje. Der Auftrag war so einfach wie selbstmörderisch. Wir sollten einen Abschnitt der ursprünglichen Panthersteilung Ost zurückerobern, in dem sich die Russen seit einigen Tagen eingenistet hatten.

Bei Tagesanbruch erkundete Georg allein die Lage und stellte fest, dass zwei feindliche Infanteriekompanien einen Durchbruch erzielt hatten. Der Zufall wollte es, dass er auf zwei eigene Züge stiess, die gerade auf Spähtrupp waren. Aus diesen beiden Zügen stellte er eine Truppe zusammen und improvisierte einen Gegenangriff. Die kleine Schar (weniger als 70 Reiter) stürmte auf die Russen zu. Da merkten die Soldaten mit Schrecken, dass Georg gar nicht bewaffnet war. Man bot ihm eine Pistole an, aber Georg lachte nur und lief weiter. Seine Zuversicht gab den Reitern das Gefühl der Unbesiegbarkeit, und so stürzten sie sich auf einen zahlenmässig weit überlegenen Gegner. Als die Russen in Sichtweite waren, teilte Georg seine Schar in zwei Gruppen, die den Gegner in die Zange nehmen.

So gross war die Überraschung der Russen, dass sie wenige Augenblicke später in Panik davonstoben. 40 Gefangene und ebenso viele Tote blieben auf dem Kampfplatz. Ohne Zögern kehrten die Reiter zum Gefechtsstand des Regiments zurück.

Tags darauf nahmen meine Männer den Ort Redki, ohne dass ein Schuss gefallen wäre. Dann erhielten wir den Einsatzbefehl, die Höhe 208 südlich von Redki einzunehmen. Wir näherten uns anfangs ohne Probleme, dann aber war kahles ansteigendes Gelände bis zur Anhöhe zu überwinden. Ich hatte schon bei der Einsatzbesprechung gesagt: «Je schneller der Angriff, desto weniger Verluste.» Ich hatte mich nicht getäuscht. Schwerer Artilleriebeschuss begrüsst uns. Wir brauchten mehrere Anläufe und erlitten schwere Verluste. In Nahkämpfen Mann gegen Mann erreichten wir schliesslich am Nachmittag unser Ziel, aber um den Preis von 32 Gefallenen, 10 Prozent der Truppe. Und dabei war der Kampf noch nicht entschieden. In weniger als einem Kilometer Entfernung lag die russische Artillerie auf einer Anhöhe in Stellung und beschoss die von uns mühsam eroberte Höhe. Die Russen hatten schwere Geschütze, und sie zielten genau. Ein ganzer Zug wurde, kaum hatte er die Höhe erreicht, von einem Volltreffer hinweggerafft. Die ganze Nacht über brachten wir die Stellungen in dem 400 Meter breiten Streifen, der zwischen der Abteilung und der folgenden Division lag, in Ordnung. Im Schutz der Dunkelheit wurden Tote und Verwundete auf leichten Karren abtransportiert.

Im Morgengrauen griff der Gegner an. Er hatte sich unter Ausnutzung jeder Geländeunebenheit bis an den Fuss der Anhöhe herangeschlichen. Zweimal konnte er zurückgeschlagen

werden. Die Reiter kämpften hier mit Karabiner und MG wie Infanteristen im Grabenkrieg. Bei Tageslicht verstärkte die russische Artillerie das Feuer, wobei sie sich auf die beherrschende Höhe konzentrierte. Die Granateinschläge rissen die dünne graue Erdkrume fort und schleuderten Sandfontänen in die Luft. Der Sand drang in die wenigen MGs, die noch nicht von russischer Artillerie getroffen waren, und legte sie lahm. Auch ich wurde verwundet. Ich blieb noch eine Zeitlang auf dem Gefechtsfeld liegen. Gegen 10 Uhr vormittags – ich fühlte mich kraftlos und vom Schmerz wie betäubt – muss ich dann fortgetragen worden sein. Um 11 Uhr 30 wurde die Lage kritisch. Die Höhe konnte nicht länger gehalten werden. Die Verluste waren zu hoch, und die Angriffswellen ebten nicht ab. Mehrere Züge der Abteilungen hatten 95 Prozent ihrer Mannschaften verloren, verwundet oder gefallen. Die Gefechtsstärke des vom Kommandeur eingesetzten Regiments war auf 120 Mann zusammengesmolzen. In der Abenddämmerung wollten die wenigen Dutzend noch unverwundeten Überlebenden gerade die Höhe 208 aufgeben, als russische Stosstrupps in die Stellungen einbrachen und die Reiter umzingeln wollten. Reiter und Verfolger liefen nun wild durcheinander. Unsere Männer schlugen sich zu dem im Ort befindlichen Gefechtsstand durch. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Georg im Bunker des Gefechtsstandes. Sein Adjutant, Oberleutnant Gigas, bemühte sich vergebens um telefonische Verbindung zum Divisionsgefechtsstand. «Herr Major», informierte er meinen Bruder, «da stimmt etwas nicht zwischen der Rollbahn und der Höhe 208. Da ist eine Schiesserei im Gang, und die Schüsse kommen näher.» Georg

erkannte die ganze Gefahr erst, als Dr. Keltsch, der Oberarzt der 1. Abteilung, in den Bunker stürmte und atemlos «Die Russen sind da!» rief. Georg eilte nach draussen und sah mehrere Dutzend deutsche Soldaten völlig erschöpft Schutz hinter den wenigen Panzern suchen, die ihm für die Verteidigung des Raumes um Redki geblieben waren. In aller Eile wurden drei Panzer und zwei Flak auf Selbstfahrlafette in Stellung gefahren. Sie feuerten wahllos in die Dunkelheit. Die Russen kamen in immer neuen Wellen den Hügel herunter und griffen die Reste des Regiments an. «Alarmieren Sie die Pioniergruppen in Ssudilowitschi!», rief Georg dem Oberleutnant Gigas zu. Im nächsten Augenblick sank er vom Feind getroffen nieder. Stabsarzt Dr. Decke stellte einen Oberschenkelschuss fest. Mein Bruder wurde abtransportiert. Gigas, dem Georg noch das Kommando übergeben hatte, musste nun die restliche Truppe auf die Linie Panther-West zurückführen. Unterwegs wurde die schon stark dezimierte Schar noch einmal angegriffen. Wieder gab es Tote, und es brach Panik aus. Gigas stellte die Ordnung dadurch wieder her, dass er beim Annähern an die Linie Panther-West von einem Minenfeld sprach, durch das nur ein schmaler sicherer Korridor führe. Als die Männer die deutschen Stellungen endlich erreichten, liessen sie sich vor Erschöpfung niederfallen. Der Oberleutnant bewies auch weiterhin Entschlusskraft und Geistesgegenwart. Er schickte einen Stoss-trupp nach Redki. Die Russen feierten schon die Vertreibung der Deutschen mit reichlich Wodka. Ohne bemerkt zu werden, gelangte der Stosstrupp in Georgs Gefechtsstand, holte Karten, Unterlagen und Georgs Pelzmantel heraus und kam unbehelligt wieder zur deutschen Linie zurück.

Am 28. Oktober wurden die Reste des Reiterregiments von der Panthersteilung abgezogen und aus der 4. Armee herausgenommen. Die folgenden zwei Monaten vergingen damit, Rekruten einsatzbereit zu machen, Hunderte von Infanteristen zu Reitern auszubilden und neue Offiziere in die Stäbe einzuarbeiten.

Georg und ich, beide im Abstand von wenigen Stunden verwundet, lagen nun im Feldlazarett Minsk. Bald darauf wurde auch Feldmarschall von Kluge ins gleiche Lazarett eingeliefert. Er war bei einem Autounfall schwer verletzt worden – Partisanen hatten ein Gefäss mit Milch gegen die Windschutzscheibe geworfen, und das Auto war verunglückt. Er musste den Oberbefehl über die Heeresgruppe Mitte abgeben.

Knapp einen Monat später konnte ich das Kommando über meine Abteilung wieder übernehmen. Georgs Verwundung war gravierender, er blieb bis Ende Dezember bettlägerig. Er begleitete die Kampfhandlungen aus der Entfernung. Er bemühte sich intensiv darum, sein Regiment mit dem sehr handlichen und für die Ostfront besser geeigneten MG 43/1, später Sturmgewehr genannt, auszurüsten. Er stiess dabei auf den Widerstand der Clique um Hitler, die befürchtete, eine zu starke Diversifizierung der Waffen könnte sich abträglich auf die Rüstungsproduktion auswirken. Doch am Ende erreichte Georg sein Ziel. Das Rüstungsministerium unterstützte heimlich die Erprobung der neuen Waffe durch unser Regiment und lieferte zu Beginn des Jahres 1944 annähernd 2000 Sturmgewehre an uns aus.

Doch die Tapferkeit der Soldaten, das Opfer ganzer Einheiten und die kluge taktische Führung reichten am Ende nicht aus, die Unterlegenheit der Wehrmacht gegenüber einem zahlen-

mässig noch wachsenden und immer besser ausgerüsteten Gegner auszugleichen. Nach Kluges Analyse fehlten allein der Heeresgruppe Mitte mehr als 200'000 Mann. Die Divisionen mussten Abschnitte von dreissig bis vierzig Kilometer Breite halten, das war viermal mehr als gewöhnlich. In der vordersten Linie kamen auf einen Mann achtzig Meter. Die Front wurde so durchlässig, dass selbst eine mobile Kavallerietruppe die Lücken nicht mehr schliessen konnte. Die Ostfront war in die Phase des Zusammenbruchs eingetreten.

Der Koffer mit Sprengstoff

Anfang Herbst 1943 erhielt ich von Georg die Order, Sprengstoff an General Stieff zu überbringen. Gemeinsam mit Tresckow, der damals auf Urlaub in Berlin war, hatte er sich an die Ausarbeitung der Operation «Walküre» vom Bombenattentat bis zum Staatsstreich gemacht. Nun ging es nicht mehr um einen isolierten Anschlag auf Hitler, sondern um den Sturz des gesamten NS-Regimes.

Wir hatten als Versuchstruppe erhebliche Mengen Sprengstoff aller Typen zur Erprobung erhalten. Daher fiel es mir leicht, einen Teil des Vorrats auf Georgs Weisung abzuzweigen. Ich flog mit der nächsten Kuriermaschine zum OKH in Mauerwald bei Lötzen, fünfzehn Kilometer vom Führerhauptquartier Wolfschanze. In meinem Koffer hatte ich englischen Sprengstoff – gut zwei Dutzend quaderförmige, an den Ecken abgerundete Päckchen Plastiksprengstoff in Aluminiumhülle – und Zünder.

Als Folge meiner Verwundung hinkte ich immer noch. Daher war ausgemacht, dass ein Offizier mich direkt am Flugzeug abholen, den Koffer tragen und mich zu Stieff bringen sollte. Auf dem Flugplatz wartete jedoch niemand auf mich. Ich fing also an, meinen schweren Koffer selbst zu tragen. Ein Gefreiter bot sich höflich an, diesen dekorierten Offizier zu entlasten, aber

ich musste seine Hilfe ablehnen, weil das Gewicht Verdacht hätte erregen können.

Schliesslich kam doch ein Auto, dessen Fahrer mich in Stieffs Quartier brachte. Der General war in einer Besprechung, ich musste daher warten. Ungeduldig und nervös, wie ich war, begab ich mich in das Tag und Nacht laufende Kino des OKH. Im Halbdunkel des Kinosaals beruhigte ich mich ein wenig, wenn ich auch keine Aufmerksamkeit für die gezeigte Humoreske «Das Bad auf der Tenne» aufbrachte. Die Zuschauer kamen und gingen. Ich hielt den Koffer mit beiden Händen zwischen den Beinen, damit niemand über ihn stolperte. Schliesslich kam man mich holen. Stieff verbat sich jede Störung und schloss uns dann in einem fensterlosen, zur Aktenablage benutzten Nebenraum ein. Ich übergab ihm den Koffer und erklärte, wie mit dem Sprengstoff umzugehen sei. Dann verabschiedete ich mich und verliess das OKH mit Stieffs Grüssen an meinen Bruder.

Erst nach Kriegsende habe ich die weitere Geschichte meines Koffers erfahren. Stieff fuhr im November in Urlaub und vertraute Oberleutnant Herwarth von Bitterfeld¹, Adjutant des Generals Köstring, den Koffer an. Köstring und er wohnten damals beide in der «Jägerhöhe», einer Baracke unweit des Heeresstabes. Ihre Zimmer lagen auf demselben Gang, und der Putzdienst war so geregelt, dass abwechselnd die Zimmer auf der rechten und dann auf der linken Seite drankamen. Herwarth hatte den Koffer unter seinem Bett versteckt. Wenn sein Zimmer geputzt werden sollte, schob er den Koffer ins gegenüberliegende Zimmer unter das Bett des Generals. Am Abend holte er ihn dann wieder zurück. Zu Köstring hatte er das Gleiche gesagt, was

Stieff ihm auch eingeschärft hatte: «Schauen Sie nicht in den Koffer, der Inhalt ist zu heiss!» So wurde der Koffer zwischen den beiden Zimmern hin- und hergeschoben.

Anfang Sommer 1944 nahm Stieff den Koffer wieder an sich und übergab Claus Schenk Graf von Stauffenberg zwei Bomben.² Alles Weitere ist bekannt.

Erzwungene Untätigkeit

Von November 1943 bis März 1944 hielten Georg und ich uns mehr in Lazaretten auf als in Russland. Der Zustand meines Bruders verschlechterte sich mehr und mehr. Kurz vor Weihnachten 1943 war er wieder bei seinem Regiment. Doch sein Immunsystem war durch ständige Anspannung und bis zum Rand der Erschöpfung gehende, rastlose Tätigkeit so geschwächt, dass er nun unbedingt Ruhe brauchte. Ende Dezember bekam er hohes Fieber und musste nach Koloditschi bei Minsk gebracht werden. Die Ärzte fanden neue Eiterherde in seinen Wunden, es bestand die Gefahr einer Blutvergiftung. Das erzwang eine weitere Zeit der Untätigkeit.

In der Zwischenzeit wurde unser Regiment in den Raum Petrikow am Pripjet verlegt. Dort befand sich das Hauptquartier des Stabs der 2. Armee, an dessen Spitze Tresckow stand. Dieser hatte damals zwei Hauptanliegen: Zum einen wollte er sein Reiterregiment in der Nähe behalten. Die Planung für die Operation «Walküre» war abgeschlossen, man musste fortan jederzeit zur Auslösung der Operation nach dem Attentat bereit sein. Zum anderen musste die 80 bis 100 Kilometer breite Frontlücke bis zur Heeresgruppe Süd geschlossen werden. Zwar bildeten die Rokitno-Sümpfe, die auch im Winter nicht zufroren, eine natürliche Barriere, aber unüberwindlich waren sie nicht. Tresckow hatte anfänglich daran gedacht, das Regiment in das



1944 mit Leutnant Schulte in Patrykozy (15 Kilometer nördlich des Hauptquartiers der 2. Armee in Petrikow).

Sumpfbereich zu verlegen. Doch die rasch sich verschlechternde Lage an der Front zwang ihn, die Verlegung des Regiments zu beschleunigen und meine Abteilung sofort zu alarmieren.

Wir legten 250 Kilometer per Bahn zurück. In der Silvesternacht des Jahres 1943 hielt der Zug plötzlich mitten in der verschneiten Landschaft. Draussen war kein Laut zu hören, kein Schimmer Licht zu sehen. Nur der eisige Wind blies durch die froststarrten Zweige. Die nächsten deutschen Stützpunkte waren noch mehr als sechs Kilometer entfernt, daher befürchteten die Mannschaften, es habe einen technischen Defekt gegeben. Dann aber kam der Befehl von mir, alle vorhandenen Waffen durch Beschiessen auf ihre Einsatzfähigkeit zu prüfen. Meine Männer brauchten ein wenig Aufheiterung, und dieses Schlag Mitternacht abgehende grosse Feuerwerk (pro MG ein Gurt mit

25 Schuss) gefiel ihnen sehr. Ausserdem wurden dadurch russische Partisanen von einem Angriff auf den Transport abgeschreckt.

Der Einsatzraum bot bei unserer Ankunft einen trostlosen Anblick. Die SS hatte in ihrem Kampf gegen Partisanen ganze Dörfer in Schutt und Asche gelegt. Einige wenige Bewohner hielten noch in den Kellern ihrer Häuser aus. Bereits am 9. Januar 1944 erhielt die Abteilung den Auftrag, einen russischen Vorstoss durch das Sumpfgelände zu stoppen. Die von Oberleutnant Hidding befehligte Schwadron, insgesamt nur sechzig Mann, verschanzte sich in Gräben und musste es gegen drei feindliche Reiterregimenter samt leichter Artillerie und PAK verteidigen. Die Russen erlitten schreckliche Verluste, aber unter dem massiven Artilleriefeuer des Gegners schmolzen auch unsere Kräfte auf vierzig Mann zusammen. Zu diesem Zeitpunkt traf ich mit meinen drei Schwadronen auf dem Schlachtfeld ein. Unser Gegenangriff dauerte nur eine Dreiviertelstunde und wurde dank der Feuerstärke der neuen Sturmgewehre ein voller Erfolg. Tags darauf waren wir nicht so erfolgreich. Am Abend des 10. Januar forderte ich per Funkspruch nach Kolo-dischtschi 150 Mann Ersatz für die Verluste der vergangenen zwei Tage. Allein die 3. Reiterschwadron hatte 44 Tote zu beklagen. Ich wurde wieder verwundet, das fünfte Mal seit Kriegsbeginn. Am 11. Januar brachte mich ein von Tresckow herbeigeordnetes Flugzeug ins Feldlazarett Minsk.

Georgs gesundheitlicher Zustand und auch meiner waren besorgniserregend. Georg hatte gegen den Rat seiner Ärzte wieder zu reiten begonnen. Seine Wunden hatten sich geöffnet, und die daraus resultierenden Blutungen hätten ihn um ein Haar das Le-

ben gekostet. Auf Anordnung von Feldmarschall Busch, dem neuen Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, wurden wir in ein Lazarett in Deutschland verlegt. Die nun folgenden zwei Monate verbrachten wir, vom bronzenen Glockenturm des Klosters bewacht und von Ordensschwestern umsorgt, in einem Städtchen wie aus dem Bilderbuch. Münsteriefel lag nur ein paar Dutzend Kilometer von Heimerzheim entfernt. Die Gefahr alliierter Fliegerangriffe war gering, wir erhielten Besuch von unseren Angehörigen und fühlten uns insgesamt wie zu Hause. Der Krieg schien weit weg.

Im März 1944 übernahm ich wieder das Kommando, das ich zwei Monate lang Wilhelm König überlassen hatte. Georg blieb bis Ostern 1944 im Lazarett. Immer noch nicht ausgeheilt und stark abgemagert, trat er zwei Wochen später die Reise nach Russland an. Mit seinen 28 Jahren musste er am Stock gehen. Gleich bei seiner Ankunft am 25. April machte er sich mit altem Schwung an die Arbeit. In seiner Abwesenheit waren wichtige Details nicht beachtet und Fehler begangen worden. Am Tag nach seiner Rückkehr entfernte er drei Offiziere von ihren Posten. Trotz seiner Ernennung zum Oberstleutnant im Dezember des vorangegangenen Jahres war er nun nicht mehr Alleinkommandierender. Seit Februar war das Reiterregiment 31 Teil der 3. Kavallerie-Brigade geworden. Deren Kommando hatte man aber nicht Georg gegeben, der noch nicht einmal dreissig Jahre alt war, sondern Oberst Freiherr von Wolff, einem erfahrenen Kavallerieoffizier aus dem Baltikum. Tatsächlich war die 3. Kavallerie-Brigade (zwei weitere Kavallerie-Regimenter waren zur gleichen Zeit im Norden und Süden der Front aufgestellt



Die beiden Brüder im
Kreise ihrer Kamera-
den der 3. Kavallerie-
Brigade.

worden) kaum stärker als Georgs altes Reiterregiment. Die Brigade umfasste nur noch zwei Regimenter, und jedes Regiment hatte zwei Abteilungen, so dass Freiherr von Wolff nur vier Abteilungen kommandierte.

Der gefährliche Ritt

(Juli 1944)

Anfang Juni 1944 schien an der Ostfront für einen Augenblick Ruhe einzukehren: die Ruhe vor dem Sturm. Allerdings war die Lage der 3. Kavallerie-Brigade nicht zu beneiden. Mit weniger als 3000 Mann musste sie fünfundfünfzig Kilometer Front verteidigen und achtzehn Brücken sichern. Die Versorgungskolonnen brauchte achtzehn Stunden für ihre täglichen Lieferungen. Die Versorgung selbst liess sehr zu wünschen übrig, Spezialisten gab es nicht mehr, die Mannschaften waren teils unzureichend ausgebildet, und vor allem wurde jetzt im fünften Kriegsjahr manchmal unbrauchbares Material geliefert wie zum Beispiel die 300 Sättel, die ohne Gurte bei uns an der Front ankamen.

Die Landung der Alliierten in der Normandie veränderte die an sich schon schwierige Lage weiter zu Ungunsten Deutschlands. Am 12. Juni hatten die Alliierten schon 326000 Soldaten an der französischen Küste gelandet, ein Durchbruch an der Westfront stand unmittelbar bevor. Am 22. Juni starteten die Sowjets ihrerseits eine Grossoffensive gegen die Heeresgruppe Mitte: Nicht weniger als 2,5 Millionen Soldaten liefen gegen erheblich geringere deutsche Truppen Sturm.

Am 26. Juni auf dem Höhepunkt der Krise ging Georg auf Heimaturlaub. Warum verliess er, der für Einsatzfreude, Pflichtgefühl und Verantwortung gegenüber seinen Männern

bekannt war, ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt die Front? Kapitulierte er vor der schier erdrückenden Aufgabe? Hatte ihn der Mut verlassen? Nein. Georg wusste seit anderthalb Jahren, dass der deutsche Zusammenbruch kommen musste, er versuchte nur noch, ihn hinauszuzögern und die Verluste so gering wie möglich zu halten. Jetzt wollte er seine ganze Kraft bei einer Mission einsetzen, um die Tresckow ihn gebeten hatte. Er blieb nur wenige Stunden in Heimerzheim, dann verabschiedete er sich von der Familie, vielleicht schon in der Vorahnung, sie nicht wiederzusehen. Anschliessend eilte er weiter nach Paris unter dem nichtigen Vorwand, der aber dennoch Glauben fand, beim Lauf unseres Rennpferdes Lord Wagram in Longchamp dabei sein zu wollen! Lord Wagram reiste für sich allein in einem speziellen Eisenbahnwaggon, gut versorgt und gepflegt – das war noch Mitte 1944 möglich! Der Hengst wurde übrigens wenige Monate später von den Franzosen beschlagnahmt.

Am 2. Juli 1944 um 20 Uhr hatte Feldmarschall von Kluge in Paris das Oberkommando über die Westfront übernommen. Georg wurde gleich nach seiner Ankunft zu Kluge vorgelassen. Er erläuterte ihm Tresckows Pläne: erstens Hitler beseitigen; zweitens dem bevorstehenden Angriff der Alliierten nicht entgegenzutreten, sondern im Westen bedingungslos kapitulieren, um dann die gesamte Kriegsanstrengung gegen Russland zu richten, damit Deutschland nicht der Roten Armee preisgegeben würde; drittens sollte Georg für die Verhandlungen mit den Alliierten nach England fliegen. Kluge lehnte alles rundweg ab, er hielt Tresckows Ideen für unverantwortlich. «Den alliierten Truppen brauchen wir keine Einfallstore zu bieten, ihr Durch-

bruch steht bevor, und der Zusammenbruch der Westfront ist nur eine Frage von Tagen!» Auch die Idee, nach England zu fliegen, komme nicht mehr in Betracht, er habe keinen zuverlässigen Piloten für eine solche Mission. Verbittert kehrte Georg nach Russland zurück.

Im Osten hatten unsere Feldmarschälle nur eine Sorge: die Front zu begradigen. Ein- und Ausbuchtungen mussten ausgeradert werden, um die Verteidigung zu erleichtern und den drückenden Mangel an Truppen auszugleichen. Mit verkürzten Verteidigungslinien konnten mehrere hundert Kilometer Front eingespart und damit das unaufhaltsame Vordringen des Feindes verzögert werden. Gegen alle strategische Einsicht verfügte Hitler aber, alle Stellungen um jeden Preis zu halten. Er erklärte mehrere besonders bedrohte Städte als «Feste Plätze». Wenige Tage nach ihrem Grossangriff durchbrachen die Russen die Front der Heeresgruppe und nahmen die angeblichen «Festen Plätze» ein. In weniger als drei Wochen verlor die Wehrmacht 350000 Mann an der Ostfront. In der Heeresgruppe Mitte wurden die 4. und 9. Armee vollständig geschlagen, die 3. Panzerarmee in alle Winde zerstreut. Von der einstigen 6. Infanteriedivision meines Bruders Georg blieben nur noch Reste. Nur die 2. Armee mit 10 Divisionen und einem Kavallerieverband blieb halbwegs intakt, wenn auch gefährdet. Henning von Tresckow als Chef des Stabes und der 2. Ordonnanzoffizier Schlabrendorff hatten es geschafft, dem Gegner Paroli zu bieten und die Stellungen zu halten. Die Kavallerie-Brigade war in ständigem Einsatz, denn ihre Beweglichkeit machte sie zum idealen Instrument zur Verzögerung des Rückzuges. Georg hätte sich um

die Kommandeursstelle bewerben können, denn man brauchte sein militärisches Können. Freiherr von Wolff war am 28. Juni bei einer Übung ums Leben gekommen, und mein Bruder konnte umso mehr auf die Nachfolge rechnen, als sich Feldmarschall Busch für seine Nominierung stark machte. Doch Georg hatte jetzt andere Prioritäten. Er blieb absichtlich im Armeestab zu Tresckows Verfügung. Die Auslösung des Staatsstreichs stand unmittelbar bevor.

In diesem Zusammenhang muss das Wagnis des 20. Juli 1944 gesehen werden. Mit seiner Ernennung zum Stabschef des Ersatzheeres am 1. Juli erhielt Claus von Stauffenberg Zugang zum Führer. Noch nie war einer der Verschwörer dem Ziel des Anschlags so nahe gekommen. Am 11. Juli schmuggelte er erstmals eine Bombe in den Berghof in Berchtesgaden. Da Himmler und Göring wider Erwarten nicht anwesend waren, verzichtete er auf das Attentat. Sein Mitverschwörer in Berlin, General Olbricht, hatte aber bereits die Operation «Walküre» ausgelöst. Nur mit Mühe gelang es, die weitere Durchführung zu stoppen und die Alarmierung des Ersatzheeres als bloße Übung auszugeben. Am 15. Juli machte Stauffenberg einen zweiten Versuch und brach ihn aus demselben Grund ab. Das konnte er sich freilich nicht noch einmal leisten. Beim nächsten Mal würde die Operation «Walküre» sonst unwiderruflich auffliegen.

Anfang Juli war ich kurz beim Stab der 2. Armee, um Tresckow einen Besuch abzustatten. Beim Abschied sagte er mir: «Passen Sie auf sich auf! Wir werden Sie bald brauchen!» Georg und ich wussten, dass das Attentat unmittelbar bevorstand. Wir kannten genau unseren Einsatzplan, aber wir wussten nur annähernd, was die anderen zu tun hatten. Immerhin

Immerhin wussten wir von der Rolle Stauffenbergs und vom geplanten Ablauf des Anschlags im Führerhauptquartier.

Georg hatte mich angewiesen, alles so einzurichten, dass ich jederzeit 6 Schwadronen, also 1200 Mann, vorsichtig aus der Front herausziehen könne. Diese sollten gleich nach dem gelungenen Attentat nach Berlin zur Sicherung des Regierungsviertels transportiert werden, um dort Einheiten, deren Unterstützung man nicht sicher war, so früh wie möglich abzulösen. Am 14. oder 15. Juli bestätigte mir Georg noch einmal diese Verfügung. Um einen Befehl im eigentlichen Sinn handelte es sich nicht, denn beim Armeestab hatte er nicht mehr das Kommando über das Kavallerie-Regiment 31, geschweige denn über die Brigade. Das machte meine Lage schwierig. Ich musste nach eigenem Ermessen ohne formellen Befehl handeln. Zwar hätte mich Tresckow gedeckt, wenn man Rechenschaft für mein Handeln gefordert hätte, aber ich musste selber regeln, wie die Truppen abgezogen und transportiert werden sollten. Die Gefechtslage der von allen Seiten bedrohten 2. Armee war nicht vorhersehbar. Ich musste improvisieren und einen Wettlauf mit der Zeit bestehen. 1200 Mann waren keine Kleinigkeit!

Am 6. Juli erhielt das 20. Korps der 2. Armee den Befehl zum Rückzug. Die Brigade, um ungarische Husaren verstärkt, sollte als Nachhut den Rückzug der Infanterie sichern. Mein Regiment schlug sich seit dem 11. Juli unausgesetzt mit dem Feind nördlich der Strasse und des Schienenstrangs zwischen Pinsk, das geräumt worden war, und Brest-Litowsk. Georg verfolgte die Operationen mit grösster Umsicht, denn er wollte unbedingt verhindern, dass seine Reiter in einen Hinterhalt gerieten.

Am 16. Juli kam mein Regiment nach nächtlichem Ritt um 4 Uhr morgens in Dohoty an. Um 8 Uhr wurde es erneut durch einen zahlenmässig weit überlegenen Gegner angegriffen. Am Himmel kurvten immer wieder sowjetische Jagdflugzeuge, während wir überhaupt keine Luftunterstützung mehr hatten. Die Frage lautete nicht mehr: halten oder Rückzug, sondern nur: wie fliehen? Auch am darauffolgenden Tag wiederholten sich diese katastrophalen Szenen.

Am 15. Juli hatte ich vorsichtshalber für die Fahrt nach Berlin 200 Mann aus der Front herausgelöst. Sie waren schon unterwegs. Dem Brigade-Adjutanten meldete ich diese 200 Mann kurzerhand als Verluste. Später – nach dem 20. Juli – hatte ich alle Mühe, ihr Wiederauftauchen zu erklären, denn die Männer mussten ja wieder zur Verpflegung angemeldet werden. Ich sagte dann, ich hätte mich um eine Null geirrt. 20 Soldaten können leicht einmal abhanden kommen und wieder auftauchen, aber 200, also eine ganze Schwadron ...

Ich erteilte den sechs für die Operation «Walküre» vorgesehenen Schwadronen den Befehl, sich morgens bei Rybno, acht Kilometer südöstlich des Städtchens Kobryn, zu sammeln. Es handelte sich um die 1. bis 4. Schwadron meiner Abteilung und um zwei, die dem Rittmeister Gollert-Hansen unterstanden. Nach einer kurzen Ruhepause und der Verteilung von Munition und Verpflegung setzte sich die Gruppe in Marsch. Die Offiziere wunderten sich nicht wenig, denn der Marschbefehl setzte andere, erst Stunden zuvor gegebene Befehle ausser Kraft.

Der Quartiermeister der 3. Kavallerie-Brigade, Rittmeister Gigas, war beauftragt worden, uns vierzig Grossraum-Lkws zuzuführen, die der Heeresgruppenstab zur Verfügung stellte. Gi-

gas wusste nur so viel, dass diese logistische Aufgabe hundertprozentig erfüllt werden musste, aber in die Umsturzpläne war er nicht eingeweiht. Die Lkws waren zu einem Sammelpunkt in Konopka bestellt. Dort würden sie rund 1000 Mann aufnehmen und zu einem Feldflugplatz im ehemaligen Polen bringen. Die Reiter sollten dann im Flugzeug direkt nach Berlin-Tempelhof gebracht werden. In Berlin sollten sie in der Prinz-Albrecht-Strasse bzw. am Wilhelmsplatz das Reichssicherheitshauptamt I und II sowie das Reichspropagandaministerium unter ihre Kontrolle bringen. Zuvor aber mussten in einem Gewalttritt die 200 Kilometer von Rybno nach Konopko zurückgelegt werden.

Wie war es möglich, dass eine Truppenverlegung solchen Ausmasses keinen Verdacht erregte, während ringsum der Krieg tobte? Der Zusammenbruch der Front war in Wirklichkeit schon so weit fortgeschritten, dass die Abteilungen und selbst die Schwadronen nur noch hinsichtlich Nachschub und Verpflegung an ihre Brigade und Division gebunden blieben. Für die Kampfhandlungen waren die einzelnen Abteilungen, die selbständig Widerstand gegen den vordringenden Feind leisten sollten, dem Kommandeur des Korps unterstellt. Beim Rückzug bewegten sich die Schwadronen, Abteilungen und Stosstrupps weitgehend selbständig. Die sechs Reiterschwadronen hatten sich in Bewegung gesetzt, ohne dass der Brigade- oder Regimentskommandeur davon in Kenntnis gesetzt worden wären. Die Truppenverlegung erregte auch deshalb keine Aufmerksamkeit, weil ohnehin vorgesehen war, die Kavallerie auf der Höhe von Brest-Litowsk aus der Front herauszunehmen und als Armeereserve zu verwenden.

Das für die Kavallerie gültige taktische Vorgehen beim Rückzug bot ebenfalls einen guten Vorwand. Beim Rückzug der 2. Armee leistete das Kavallerie-Korps «Hinhaltenden Widerstand», eine Kampfart, für die die Kavallerie besonders geeignet war. Das sieht so aus:

Ein Drittel der Kampfkraft ihrer beteiligten Einheiten besetzt eine Linie und zwingt den Gegner, sich richtig für einen Angriff mitsamt seiner Artillerie bereitzustellen, um diese Linie zu erstürmen.

Das zweite Drittel besetzt derweil eine zweite Linie, die etwa fünf Kilometer hinter der ersten liegt. Der Kommandeur dieser Einheit hält jedoch Verbindung zur ersten Linie, um sie aufzufangen, wenn diese angegriffen wird.

Das dritte Drittel erkundet eine noch weiter rückwärts liegende Linie und legt in enger Verbindung mit den Soldaten in der ersten Linie Minen in den Raum zwischen der ersten und zweiten Linie. Diese Einheit bereitet auch die Sprengung von Brücken vor, um durch all diese Massnahmen den schnellen Vormarsch des Gegners zu bremsen, nachdem dieser die erste Linie besetzt hat. Die Soldaten der ersten Linie holen, wenn der Gegner massiv angreift, die hinter einem Hügel oder Wald verborgenen Pferde heran, räumen die erste Linie und reiten in die dritte.

Diese Kampfart ermöglicht es der Infanterie, im Schutz der Reiter in aller Ruhe zurückzumarschieren.

Der «Hinhaltende Widerstand» verlangt eine sehr sorgfältige Planung und genaue Anweisungen für die Kommandeure der einzelnen Verteidigungslinien, damit sie beim Zurückgehen richtig eingewiesen werden und der wehrhafte Rückzug nicht in eine Flucht ausartet.

Folglich war es ganz normal, dass sich Kavallerie-Einheiten aus der Kampfzone entfernten und einige Kilometer zurücktritten.

Das Reiter-Regiment 31 bildete die Nachhut beim Rückzug der Infanterie. Sobald diese die neue Verteidigungslinie bezogen hatte, zog ich alle meine Reiter aus der Front. Auf meinem letzten Gefechtsstand hatte ich von Georg grünes Licht erhalten: «Auf nach Berlin!» Noch in der Nacht fuhr ich mit dem Auto los und holte die Schwadronen auf dem Weg nach Brest-Litowsk ein. Die Reiter setzten einen Tag und eine Nacht ihren Gewalttritt fort. Vor Erschöpfung schliefen manche ein und rutschten aus dem Sattel ... Wegen meiner Verwundungen konnte ich nicht mehr stundenlang im Sattel zubringen. Ich leitete daher vom Auto aus die Bewegung der Schwadronen oder erkundete die Wege. Georg holte uns ein und übernahm die Führung. Brest-Litowsk war zum «Festen Platz» erklärt worden, deshalb war es nicht leicht, die Stadt zu durchqueren, ohne vom Kommandanten festgehalten zu werden. Georg aber setzte sich gegen ihn durch und riet mir über Funk, die Stadt im Norden zu umgehen. Mein Bruder kehrte anschliessend zum Armeestab zu Tresckow zurück.

Ausser Georg und mir wussten nur zwei Offiziere über den Zweck der Truppenverlegung Bescheid: König – der schon beim abgeblasenen Attentat im März 1943 dabei war – und Rittmeister Hidding, der Kommandeur der 3. Schwadron. Die anderen Teilnehmer an diesem Gewalttritt erfuhren erst nach dem Krieg, was es damit auf sich hatte. Ein Detail hatte die Männer freilich stutzig gemacht: Ich selbst hatte angeordnet, auch beim Durchqueren der Städte im Trab zu bleiben. Für einen Reiter ist

es aber Frevel, auf Strassen mit Kopfsteinpflaster im Trab zu reiten, denn die Pferde rutschen mit ihren Hufeisen aus und bringen Pferd und Reiter in Gefahr. Als die Reiter beim Durchqueren von Brest-Litowsk an einer Strassenecke plötzlich auf Georg stiessen, machten sie sich schon auf einen heftigen Tadel gefasst und parierten zum Schritt durch, doch Georg ermunterte sie nur: «Vorwärts, vorwärts!» Unsere Reiter ahnten wohl etwas, aber alle hielten den Mund.

Am 20. Juli um 15 Uhr erreichten wir schliesslich die Ortschaft Lachowka. Ich gab Anordnungen, die Reiter auf die Lkws zu verteilen. Die Pferde mussten in der Hut einiger Dutzend Reiter am Ort bleiben. Bei Kampfeinsätzen war das Verhältnis 1 Mann/4 Pferde, aber jetzt befahl ich 1 Mann/10 Pferde. Für aufmerksame Beobachter war das ein weiterer Hinweis darauf, dass etwas im Busch war.

Während ich mich einen Augenblick im Schatten einer Birke ausruhte, kam überraschend der Melder meines Bruders, Obergefreiter Rethel, zu mir. Rethel war überzeugter Kommunist, aber beliebt im ganzen Regiment. Er reichte mir einen Zettel mit der Aufschrift: «Alles in die alten Löcher!» Das war das Deckwort für «Attentat nicht ausgeführt».

Nun war keine Minute zu verlieren. Ich liess sofort wieder die Pferde holen und aufsitzen. In entgegengesetzter Richtung und im selben Höllentempo ging es nun zurück in die Verteidigungslinie, die in der Zwischenzeit vorgerückt war. Erst am Abend erfuhren wir über Funk vom missglückten Attentat und dem gescheiterten Staatsstreich. Nur vom regelmässigen Hufschlag der Pferde begleitet, hatte ich Zeit, über alles nachzuden-

ken. Eine Frage liess mir keine Ruhe: War es denn nötig gewesen, dieses Attentat noch auszuführen? Dieselbe Frage hatte Stauffenberg wenige Tage vor dem Attentat Tresckow gestellt. Wozu sein Leben und das von Dutzenden anderen riskieren, wenn die militärische Lage nahelegte, dass sich die Diktatur nur noch wenige Monate halten würde. Tresckow hatte darauf eine, wie es seine Art war, klare Antwort gegeben: «Coûte que coûte, das Attentat muss durchgeführt werden. Denn es kommt nicht auf den praktischen Zweck, sondern darauf an, dass die Welt sieht, dass der deutsche Widerstand den entscheidenden Schritt gewagt hat. Alles andere ist zweitrangig.»

Ich malte mir meine Zukunft in düsteren Farben aus. Der Zusammenhang zwischen dem Gewalttritt der 1200 und der aufgefliegenen Verschwörung war so offensichtlich, dass der Verdacht auf Georg und mich fallen musste. Sehr bald würde man von mir Rechenschaft für mein Verhalten fordern, und ich würde nur schwer unseren 400 Kilometer langen Ritt erklären können, zumal er nicht ohne Verluste abgegangen war. In der Nacht vom 19. zum 20. Juli hatte ich mein Auto am Strassenrand nordwestlich von Brest-Litowsk angehalten, um den Zustand der Reiter und Pferde zu begutachten. Da hörte ich in der Ferne den charakteristischen Knall einer explodierenden Mine. Während in solchen Fällen normalerweise das Pferd zerrissen wird und der Reiter meist mit Beinverwundungen davorkommt, war diesmal Rittmeister Hidding auf der Stelle tot. Dabei bildete seine Schwadron den Schluss, tausend Reiter waren vor ihm schon an der Mine vorübergeritten. Ich raste bis ans Ende der Kolonne. Ich musste so rasch wie möglich den Toten untersuchen, nicht nur weil er ein Freund war, sondern auch

weil er Stadtpläne von Berlin bei sich hatte, auf denen mit Rot die Bezirke markiert waren, die besetzt werden sollten, ferner der Anmarschweg von Tempelhof usw. Auf keinen Fall durften solche Beweisstücke in fremde Hände fallen. Der Tote würde aber abgetastet werden, denn es war üblich, persönliche Wertgegenstände (Orden, Uhr, Eheringe, Siegelringe usw.) den Hinterbliebenen zu schicken. Hidding lag am Strassenrand. Ich trat zu dem Toten und gab den anderen zu verstehen, dass ich mit ihm allein sein wollte. Ich beugte mich tief über den toten Hidding, berührte dabei fast sein Gesicht und suchte mit der Hand in der ganz von Blut verklebten Kartentasche. Eilig zog ich die gesuchten Unterlagen heraus und nahm sie an mich. Erst dann erlaubte ich Hiddings Burschen die übliche Untersuchung des Gefallenen. Ich liess den Sarg des Rittmeisters auf einen Lkw laden und hoffte, ihn nach Deutschland überführen zu können.¹

Um die gleiche Zeit brachte uns ein weiterer Vorfall zahlenmässig noch grössere Verluste. Rittmeister Gigas hatte neben den 40 Lkws des Heeresgruppenstabs Mitte noch zusätzlich 15 Lkws samt 30 Fahrern und Beifahrern und 30 Mann Begleittruppe aufgetrieben. Vor Brest-Litowsk war die Kolonne von Feldgendarmen umgeleitet worden und nördlich der Stadt in einen Hinterhalt von russischen Panzer- und Kavallerieeinheiten geraten. Diese hatten, ohne dass die Deutschen etwas davon wussten, einen Frontdurchbruch erzielt. 14 Lkws wurden von den Russen erbeutet, gut 50 Mann gefangengenommen. Nur einer Besatzung gelang die Flucht in nahe gelegene Kornfelder. Ein Soldat glaubte sein Heil in einem zufällig vorbeifahrenden Güterzug zu finden. Doch nur zu bald merkte er, dass der Zug

führerlos war. – Der Lokführer war tot, der Heizer verwundet – und der Zug fuhr auf einen in Flammen stehenden Bahnhof zu, wo die Fahrt im Feuer der russischen Panzer enden würde. Der blinde Passagier sprang rechtzeitig vom Zug und erreichte nach einer Flucht querfeldein wieder deutsche Stellungen.

An der Front der Heeresgruppe Mitte herrschte ein solches Chaos, dass die vorübergehende Abwesenheit der Schwadronen gar nicht aufgefallen war. Beim fluchtartigen Rückzug verloren einzelne Einheiten oft die Verbindung mit Nachbartruppen. Auch war es keine Seltenheit, dass ganze Abteilungen eingekesselt und aufgegeben wurden. So war man überglücklich, als meine 1200 Mann plötzlich wieder auftauchten, stellten sie doch immerhin rund 25 Prozent der Gefechtsstärke der Brigade dar. Es war keine Zeit für Erklärungen. Major Brinckmann, der Kommandeur des Regiments, stellte mir daher keine Fragen.

Zeit der Trauer

Kurz nach dem 20. Juli wurde Georg zum Kommandeur der 3. Kavallerie-Brigade ernannt. Das brachte eine neue schwere Verantwortung für ihn und liess ihm keine Zeit für schwarze Gedanken. Er hatte nun auf dem Papier 11500 Mann, ebenso viele Pferde sowie eine aus rund tausend Kosaken bestehende Hilfstruppe. In Wirklichkeit fehlten ihm bei den reguläre Truppen mehr als 2200 Mann, bei den Hilfstruppen 200 Mann sowie ein Drittel des vorgesehenen Materials.

Den ganzen August über hielten die Kämpfe an. Ein Vorfall hätte meinen Bruder beinahe das Leben gekostet, als er auf dem Weg zu seiner neuen Kommandostelle war. Er war früh am Morgen zusammen mit seinem Fahrer aufgebrochen. Die Strasse vom Hauptquartier der 2. Armee zur Brigade galt als sicher, doch dann geriet ihr Fahrzeug in einen russischen Hinterhalt. Ohne zu zögern, verliessen die beiden Männer das Fahrzeug, liefen im Kugelhagel über eine Wiese und flüchteten sich in einen nahen Wald. Georg entdeckte einen schlammigen, von Laub und toten Zweigen verdeckten Sumpf, in dem die Wurzeln mehrerer hoher Bäume natürliche Verstecke bildeten. Dort hinein schob er zuerst seinen Fahrer, dann liess er sich selbst in das schlammige Wasser gleiten. Beide bis zum Kinn im Wasser warteten nun regungslos ab. Ihre Verfolger drangen in den

Wald ein, klopften mit den Gewehrkolben das Dickicht ab, schossen aufs Geratewohl ins Geäst – vergebens. Später am Vormittag kamen sie mit Spürhunden wieder, doch im Gestank des schlammigen Sumpfes konnten die Hunde keine Witterung aufnehmen. Am Nachmittag schien dann Stille einzuziehen, nur die Vögel zwitscherten. Der Fahrer wollte nun endlich die Kloake verlassen, aber Georg hielt ihn zurück. Als erfahrener Jäger hatte er gemerkt, dass die Vogelstimmen von Menschen nachgeahmt wurden. So warteten sie, bis die Russen die Suche schliesslich aufgaben und sich nach Einbruch der Nacht aus dem Gebiet zurückzogen. Georg wollte unbedingt vermeiden, in die Hände des Gegners zu fallen. Nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli hätte eine Gefangennahme durch die Russen als Fahnenflucht und Verrat ausgelegt werden können. Ausserdem wäre die ganze Aufmerksamkeit der Militärbehörden auf mich gefallen, man hätte mich über den wahren Zweck unseres nächtlichen Ritts verhört. Major Kuhn, Generalstabsoffizier bei der 28. Jägerdivision, der auch zur Verschwörung gehörte, war gleich nach dem gescheiterten Attentat übergelaufen. Seine Desertion wurde als Gefangennahme interpretiert¹, aber ein weiterer Fall hätte diese verhüllte Flucht wohl in ein anderes Licht gestellt.

Die nun folgenden Wochen waren trostlos. Die Katastrophe an der Ostfront setzte sich in diesem schönen sonnigen Sommer fort. Es erreichten mich immer neue schreckliche Nachrichten. Zuerst erfuhr ich von Tresckows Tod unmittelbar nach dem Scheitern des Attentats. Eberhard von Breitenbuch, Verbindungs-offizier des Generals Model (der einige Wochen vorher zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte ernannt worden

war), berichtete mir, dass er am Morgen des 21. Juli in der Kaserne von Ostrow, dem Sitz des Oberkommandos der 2. Armee, neben dem Wagen stand, der auf Tresckow wartete. Er hatte ihn aus früheren Stabsstellen gut gekannt und wollte sich von ihm verabschieden. Dann kam Tresckow, ruhig und ausgeglichen, wie es seinem Charakter entsprach. Die Morgensonne verhieß einen neuen strahlenden Sommertag, vielleicht ein bisschen zu warm. Tresckow lächelte Breitenbuch zu. Der junge Hauptmann, der erst spät in der Nacht vom Scheitern des Attentats gehört hatte, entschuldigte sich, Tresckow nicht an die Front zur 28. Infanteriedivision begleiten zu können, da er einen Auftrag von General Model erhalten habe. Für eine Sekunde huschte Enttäuschung über Tresckows Gesicht:

«Schade, ich hätte Sie so gern als Zeuge bei meinem Tod dabei gehabt.»

«Sie werden doch wohl nicht...»

«Doch, ich möchte unseren Gegnern nicht die Genugtuung lassen, meiner habhaft zu werden.»

Für ihn war es Zeit, aufzubrechen. Er hatte alles geplant: den vorgetäuschten Zusammenstoß mit Partisanen, die Maschinenpistole und die Handgranate, mit der er sich töten wollte. Tresckow gab dem erschütterten Breitenbuch noch seine Wünsche für die Zukunft mit. Zum Abschied reichte er ihm die Hand: «Auf Wiedersehen in einer besseren Welt.» Dann stieg Tresckow in den wartenden Wagen. Mit ihm starb die Seele des weitläufigen Verschwörerkreises, in dem einige Männer herausragende Rollen gespielt hatten: Oster war das Gehirn, Beck das Rückenmark und Stauffenberg der bewaffnete Arm gewesen. Am Morgen vor seinem Tod hatte Tresckow einen Abschiedsbrief an seine Frau abgeschickt.²



Tresckow, Georg und Oertzen. Alle drei kommen im Sommer 1944 ums Leben.

Einige Tage zuvor hatte er einem seiner letzten Briefe einen Zeitungsausschnitt beigelegt, auf dem folgendes Gedicht stand:

Wer seinen Kindertraum sich rein bewahrt in einer
nackten, unbewehrten Brust und gegen das Gelächter
einer Welt, wie er als Kind geträumt, zu leben wagt,
bis auf den letzten Tag: der ist ein Mann.

Tresckows Tod wurde so gut getarnt, dass man glauben konnte, er sei im Feld gefallen. Seine sterblichen Überreste wurden in seine Heimat nach Wartenberg überführt und dort mit militärischen Ehren beigesetzt. Doch bei der Suche nach den Attentätern führten alle Spuren zu ihm. Mitte August, als seine Witwe

bereits in Haft genommen und seine Töchter in Heimen untergebracht waren, drang ein SS-Kommando in seine Grabstätte ein und nahm den Sarg mit.

Helmut Stieff gehörte zu den ersten Verschwörern, die verhaftet und hingerichtet wurden. Aus Furcht vor einem Scheitern des Attentats hatte er sich am 20. Juli nicht an die Auslösung der zweiten Phase der Operation «Walküre» gehalten. Durch seine unentschiedene Haltung machte er sich verdächtig und wurde enttarnt. Unter der Folter gab er jedoch nur die Namen von bereits toten Mitverschwörern preis. Am 8. August wurde er gehenkt, mittels einer Klaviersaite, um die Marter zu verlängern.

Hans-Ulrich von Oertzen, der nach dem Anschlag für das Wehrkreiskommando Berlin zuständig sein sollte, wurde am zweiten Tag nach dem Attentat verhaftet und durch Militärs verhört. Er war erst 29 Jahr alt und seit vier Monaten verheiratet. Es gelang ihm, noch ein letztes Mal mit seiner jungen Frau zu telefonieren, dann, im Bewusstsein, dass die Gestapo jeden Augenblick kommen würde, machte er ein dringendes Bedürfnis geltend, schloss sich in der Toilette ein, steckte sich eine Handgranate in den Mund und zog sie ab. Vom Knall der Explosion aufgeschreckt, stürzten seine Wächter herbei und fanden in den Trümmern der Kabine seine schrecklich zugerichtete Leiche. Heinrich von Lehdorff, der Zeuge des Massenmordes von Borissow, wurde am selben Tag gefasst. Den Vater von vier Kindern verurteilte man am 3. September zum Tode und henkte ihn tags darauf. Am 26. Juli nahm sich Wessel Freytag von Loringhoven das Leben. Der 44-jährige Oberst hatte Sprengstoff besorgt und dabei den Verdacht auf sich gelenkt. Um die gleiche

Zeit wurde Georg Schultze-Büttgen verhaftet. Er wurde wenige Tage nach seinem 40. Geburtstag am 13. Oktober 1944 gehenkt.

Am 17. August 1944 wurde Fabian von Schlabrendorff verhaftet. Auch nach langer Folter durch die Gestapo verriet er uns nicht: «Die Brüder Boeselager? Nein, das sind hervorragende und unbedingt loyale Soldaten. Die haben damit nichts zu tun. Sie vertun nur Ihre Zeit.» Unter der Folter erwachte der Jurist in Schlabrendorff. Er machte Einwendungen gegen das Verfahren und wies bei seiner Verhandlung auf die Unrechtmässigkeit der Folterung von Inhaftierten hin. Damit machte er Eindruck und brachte die Anklageseite in Verlegenheit. Später hatte er viel Glück. Bei einer Bombardierung des Volksgerichtshofes verschwanden seine Akten, gemeinsam mit dem berüchtigten Vorsitzenden Freissler, der sie unter dem Arm trug, in den Trümmern.

Am Tag der Verhaftung Schlabrendorffs wurde Feldmarschall von Kluge von seinem Kommando entbunden. Zu viele Hinweise belegten, dass er von den Staatsstreichplänen gewusst und seine Untergebenen gedeckt hatte. Seine Verurteilung stand damit fest. Auf dem Weg zurück nach Deutschland beging der alte Feldmarschall Selbstmord. In einem letzten Brief an Hitler beteuerte er noch einmal seine Treue und beschwor den Führer, den Krieg zu beenden. Trotz solcher Appelle verschlang der Krieg weiterhin Menschenleben und vernichtete ganze Städte. Am 15. August fand auch Wilhelm König, unser eiserner King, den Tod. Er, der wie ein Unverwundbarer unglaubliche Gefahren überstanden hatte, kam, am Ende eines Kampfeinsatzes am Arbeitstisch sitzend, durch einen Querschläger zu Tode.

Jeden Tag traf neue Trauerpost ein. Jeden Tag kamen amtliche Meldungen über den Fortgang der Verhandlungen am Volksgerichtshof. Hitler ging es um eine systematische Säuberung. Die Unterdrückung griff um sich und verschonte auch die nicht, die von den Attentatsplänen nur vage etwas geahnt hatten. Mehrere tausend Personen wurden verhaftet, teils aufgrund sehr loser Beziehungen zu den Verschwörern. Für alle Truppenteile wurden «nationalsozialistische Führungsoffiziere» ernannt. Am 24. Juli wurde der alte militärische Gruss abgeschafft und durch den sogenannten «deutschen Gruss» ersetzt. Der Schreiber der 1. Schwadron des 31. Regiments, Unteroffizier Langen, erhielt telefonisch den neuen Gruss-Befehl des Reichsmarschalls Göring, der mit sofortiger Wirkung auszuführen sei. Er schrieb ihn sogleich auf der Maschine und überbrachte ihn Georg, der gerade in einer Besprechung mit den Regiments- und Bataillonskommandeuren war. Unteroffizier Langen klopfte an:

«Gestatten Herr Oberstleutnant, dass ich eintrete?» «Ja, was gibt's?», fragte Georg knapp.

Langen trat ein, knallte die Hacken und erhob die Hand zum Nazigruss. Die versammelten Offiziere blickten konsterniert. Zu anderen Zeiten hätte man vielleicht an einen Scherz geglaubt und gelächelt. Aber nun im Zusammenhang mit dem gescheiterten Staatsstreich war niemandem zum Lachen zu Mute.

«Was fällt Ihnen ein? Was soll das bedeuten?», fuhr ihn Georg in einem scharfen Ton an, der bei ihm nicht üblich war.

Wortlos überreichte der Unteroffizier den schriftlichen Befehl. Georg überflog das Schreiben und fragte dann:

«Langen, von wem erhalten Sie bisher die Befehle?»

«Selbstverständlich von Herrn Oberstleutnant und den Herren Offizieren unseres Regiments», antwortete kleinlaut der Unteroffizier.

«Gut, Langen, Sie haben verstanden. Sie können wieder gehen.» Mit einem Lächeln entliess Georg seinen Untergebenen.

Der Schwadronsschreiber führte den alten militärischen Gruss besonders zackig aus und verliess den Raum. Der Befehl kam in der Brigade nicht zur Anwendung. Zwar wurde ein nationalsozialistischer Führungsoffizier ernannt, aber der war ein ehemaliger Kommunist, der erstaunliche Gegensätze in seiner Person vereinigte und keinen grossen Eifer in der Ausführung seines Amtes zeigte. Schon bald wurde er in der Brigade zur Zielscheibe des Spottes.

Am 8. August wurde ich zum Kommandeur des Regiments 41 (sic!) der 4. Kavallerie-Brigade ernannt, nachdem mein Vorgänger gerade schwer verwundet worden war. Ich verabschiedete mich von meinem Bruder, dem Kameraden meiner Kindheit, ohne zu ahnen, dass uns der Tod bald für immer trennen würde.

«Wie oft habe ich den Herrgott im Krieg gebeten, ER möge mich nehmen und andere, die ich auf dieser Erde für wichtiger hielt, am Leben lassen. ER hat es nicht getan, weil ich anscheinend leider meine Prüfung hier noch nicht bestanden habe.» Dies hatte Georg in einem Brief an Anna-Therese von Wendt im September 1942 geschrieben. Nun hatte Georg die Prüfung bestanden. Er hatte bewiesen, dass er sich für seine Überzeugung rückhaltlos einsetzte. In diesem Sinn war er bereit zum Sterben. Er fiel am 29. August 1944 am Bug unweit von Lady-Mans an der Grenze zu Ostpreussen. Er fuhr gerade mit seinem

Schützenpanzerwagen, von dem aus er über Funk den Einsatz der Truppen befehligte, über eine Erhebung, als er von einer feindlichen Granate tödlich getroffen wurde. Dies geschah kurz nach seinem neun- undzwanzigsten Geburtstag. Seine Soldaten hatten ihm den Schützenpanzerwagen so hergerichtet, dass er als Wohnwagen und Gefechtsstand zu verwenden war. Seine Beteiligung an der Verschwörung war unentdeckt geblieben. Seine sterblichen Überreste wurden nach Heimerzheim überführt – was bei der katastrophalen Lage an der Ostfront ungewöhnlich war – und dort mit militärischen Ehren bestattet. Mit Georgs Tod verlor ich fast die Hälfte von mir selbst. Tresckow, Hidding, König – alle Mitverschwörer, mit denen ich Umgang hatte, waren ebenfalls tot. Ohne weitere Vertraute war ich mit meinem Geheimnis allein.

Doch der Abwehrkampf an der Front liess mir keine Zeit zum Lamentieren. Jeden Tag rollte ein neuer russischer Angriff heran und frass sich einige Kilometer weiter. Wir verteidigten uns erbittert, doch allen war klar: Die Rote Armee würde in Kürze Ostpreussen erreichen. In der zweiten Augushälfte setzten sich die unter meinem Kommando stehenden Truppen, die bisher im Raum Bialistok gestanden hatten, nach Westen in Richtung auf die Grenze Ostpreussens ab, dem erklärten Ziel der Sowjets.

Ende August erhielt ich eine Versetzung in das Oberkommando des Heeres. Ein Flugzeug sollte mich am 1. September dorthin bringen. Das war gewiss eine Falle, so dachte ich, um mich bei der Landung der Maschine festzunehmen und in Deutschland zu inhaftieren. Ich war fest davon überzeugt, dass mein Leben zu Ende ging.

Tief beunruhigt eilte ich auf das Flugzeug zu, das mit laufenden Motoren bereitstand. Dabei fiel mir mein Missale Romanum aus der schlecht verschlossenen Tasche. Aufgeschlagen lag es am Boden. Ich bückte mich, hob es auf und las folgenden Vers: «*Ut sine timoré, de manu inimicorum nostrorum liberati, serviam Illi.*»³

Ermutigt stieg ich ins Flugzeug und sagte mir: «Mir passiert nichts!»

Die Brücke über die Mur

(1945)

Es war keine Falle, die mich beim Oberkommando des Heeres erwartete, sondern meine Ernennung zum «Höheren Kavallerie-Offizier». Ich war nun beim OKH für alle Fragen der Kavallerie zuständig, ausserdem verantwortlich für die Ausrüstung und die Aufstellung der Truppen, und zwar sowohl für die beiden Kavallerie-Brigaden als auch für die den einzelnen Infanteriedivisionen unterstellten Aufklärungseinheiten, für die Radfahreinheiten und für die Kavallerieschule. Ich erhielt Anfragen der kämpfenden Einheiten und bearbeitete sie in Abstimmung mit den übrigen militärischen Instanzen. Ich fuhr aber auch häufig an die Front, um mir ein eigenes Bild von der kritischen militärischen Lage zu verschaffen. Meine Dienststelle lag in der ehemaligen Sportschule Wünsdorf¹, zirka fünfzig Kilometer von Berlin entfernt. Wir waren dort von Bombardements verschont, aber die Zeit war dennoch beklemmend. Um niemanden zu gefährden und meinen eigenen Fall nicht noch schlimmer zu machen, verkniff ich mir jede Vertraulichkeit. Gegenüber meinem Burschen hatte ich mich nie eindeutig über meine Rolle im Widerstand geäussert, und zwar nicht aus Vorsicht, sondern um ihn zu schützen. Wir kannten uns schon aus der Zeit vor dem Krieg – er arbeitete damals im Kasino unserer Kaserne in Neuhaus bei Paderborn –, und als frommer Protestant teilte er wohl auch

meine Ansichten. Er ahnte sicherlich etwas, ja ich darf sagen, dass er es wusste. Jedenfalls ist mir aufgefallen, dass er in Russland, wenn wir Quartier bezogen hatten und er die vordere Stube mit den Russen teilte, während ich die kleine hintere Kammer für mich hatte, deutlich die Lautstärke des Funkgeräts erhöhte, um mich zu warnen, wenn jemand anwesend war, der mir wegen seiner nazifreundlichen Gesinnung gefährlich werden konnte. Der Schein der Kameradschaft, der im Stab gepflegt wurde, hatte etwas Beklemmendes: Man sprach über solche Themen mit Bedacht und vermied doch zu grosse Zurückhaltung, die ebenfalls Verdacht erregt hätte. Manchmal freilich konnte ich mit meinen Gefühlen nicht an mich halten.

Einmal wurde ich von Burgdorf – dem Personalamtschef Hitlers – nach dem Abendessen zu einer Weinprobe eingeladen. Burgdorf, der damals in der Personalleitung tonangebend war, hatte zu diesem Abend viele Generäle eingeladen, ich war bei weitem der jüngste Gast. Als ich mich gegen Ende des Abends schon verabschieden wollte, hörte ich Burgdorf im Nebenzimmer sagen: «Wenn der Krieg vorbei ist, muss man nach den Juden auch die Armee von den katholischen Offizieren säubern.» Ich trat daraufhin in das Zimmer, bedankte mich nochmals für die Einladung und sagte zu Burgdorf: «Als katholischer Offizier finde ich sehr aufschlussreich, was Sie vorhin gesagt haben. Ich weise Sie nur darauf hin, dass ich trotz dieses Makels dem deutschen Volk an der Ostfront gedient habe, fünfmal verwundet wurde und das Ritterkreuz trage.» Eine peinliche Stille trat ein, und ich verliess die Gesellschaft, nachdem Burgdorf gesagt hatte, man müsse natürlich den Einzelfall prüfen.

Auf meinem neuen Posten im OKH hatte ich keine operati-

ven Funktionen mehr und musste meine Soldaten ihrem Schicksal überlassen. Das bedauerte ich, aber andererseits bekam ich einen Überblick und Einflussmöglichkeiten, die ich vorher nie besessen hatte. Schon bald begriff ich, dass ich trotz der Ferne meinen Soldaten sehr nützlich sein konnte. In den folgenden Monaten war mein Hauptanliegen, die Reiter so weit wie möglich zu schonen. Bis Oktober wurden meine alten Waffengefährten nämlich, in kleine Einheiten zersplittert, im mörderischen Stellungskrieg an der ostpreussischen Grenze eingesetzt. Der Bestand an Pferden schwand bedenklich. Bei Besuchen an der Front fand ich meine Befürchtungen bestätigt.

Wenn die Rote Armee im gleichen Tempo vormarschierte, drohte Ostpreussen eingekesselt und die dort zur Verteidigung liegenden Truppen vernichtet zu werden. Ich wollte meine Kameraden aus dieser tödlichen Falle herausholen und setzte auf die verrückten Pläne des Führers. Hitler sah für Ende 1944 eine gigantische Offensive im südlichsten Frontabschnitt vor. Der Vorstoss sollte durch Rumänien in Richtung auf die Erdölquellen des Kaukasus gehen. Die sehr bewegliche Kavallerie war für diesen Grossangriff die ideale Waffengattung. Dieses Argument führte ich ohne Skrupel ins Treffen, um meine Reiter aus Ostpreussen heraus und auf einen anderen, nicht so mörderischen Kriegsschauplatz zu ziehen ...

Oberst von Bonin, der Ia der Operationsabteilung im OKH, vertrat meine Ansicht und unterstützte meinen Vorschlag. Ausserdem fand ich durch seinen Ordonnanzoffizier auch bei Guderian Gehör. Am 28. November 1944 erhielt die 3. Kavallerie-Brigade den Befehl zur Verlegung und verliess die Ostfront, an der sie im Verlauf von zwei Jahren den Tod von 46 Offizieren und 850 Unteroffizieren und Mannschaften zu beklag-

gen und mehr als 3600 Verwundete zu verzeichnen hatte. Sie verliess Ostpreussen mit den letzten Eisenbahnzügen. Nicht weniger als 56 Transportzüge waren nötig, um Mannschaften, Material und Pferde zu verladen. In der zweiten Dezemberhälfte kamen die Truppen in Österreich im Raum südwestlich Wiens an. Die hügelige Landschaft mit ihren Weinbergen, die Kirchen und Klöster, die Herrenhäuser aus der k. u. k. Monarchie, alles das bot eine heitere Kulisse, verglichen mit der trostlosen russischen Ebene. Aber die Sowjets erwarteten uns schon. Die Offensive Hitlers war nur der Traum eines Grössenwahn-sinnigen, wir konnten allenfalls versuchen, den Vormarsch des Gegners zu verzögern.

Als ich am 16. April 1945 endlich meine Reiter wiedersah, war die Lieblichkeit dieser Landschaft nur noch Erinnerung. Die Rote Armee stand vor den Toren Österreichs. In der Zwischenzeit war ich zum Major befördert worden und erhielt das Kommando über das 31. Reiter-Regiment. Über den herzlichen Empfang bei der Truppe freute ich mich sehr.

Die Nachricht vom Tod Hitlers erreichte die Truppe am 1. Mai 1945. Selbst bei seinen ehemaligen Anhängern stiess die Meldung nur auf Gleichgültigkeit. Seit Monaten hoffte jeder nur noch, heil nach Hause zu kommen. Mir lag am Herzen, die mir anvertrauten Männer nach Deutschland zurückzuführen. Bis zuletzt liess ich in allen Lazaretten der Umgebung nach Verwundeten der Division fänden, damit sie nicht in die Hände der Partisanen Titos fielen oder Gefangene der Roten Armee wurden. Mir gelang es sogar, drei verwundete Offiziere buchstäblich vor der Nase der Russen, deren Trunkenheit meine



Philipp im Mai
1945.

Aufgabe erleichterte, aus dem Lazarett in Judenburg zu retten.

Vom Waffenstillstand erfuhr ich in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1945, als das Regiment gerade seine letzte Reitjagd im Kriege – und in ihrer Geschichte überhaupt – beendet hatte. Nun galt es die richtigen Entscheidungen zu treffen, denn der Waffenstillstand bedeutete noch nicht das Ende der Auseinandersetzungen. Die Russen nutzten die unklare Lage, um noch möglichst viel Territorium zu besetzen. Unser Regiment bildete die Nachhut beim Rückzug des Kavallerie-Korps, dessen erste Einheiten bereits am 7. Mai die Mur bei Graz überquert hatten.

Am 9. Mai kurz nach Mitternacht befand ich mich bei der Nachhut des Kavallerie-Korps und überquerte als Letzter die Brücke bei Wildon. Im Mondschein hielt ich mein Pferd an und näherte mich dem Geländer. Mit zwei Fingern fuhr ich ins Futter der linken Tasche meiner Uniformjacke und holte die Zyankalikap- sel hervor, die ich seit fast drei Jahren immer bei mir hatte. Kluge, dessen Schwiegersohn Arzt war, hatte sie mir an dem Tag gegeben, als unser Flugzeug beinahe von Partisanen abge- schossen worden wäre. Ich warf die Kapsel in den Fluss. Ge- räuschlos verschwand sie in den Fluten. Mit ihr verband ich das Ende meiner Jugend und all die bitteren, bedrückenden, von un- ausgesprochenen Ängsten erfüllten letzten Jahre. Die Giftkap- sel war der Tod selbst, der mich in einer verborgenen Falte mei- ner Uniform stets begleitet hatte. Ich fühlte mich erleichtert. Der Krieg war aus, und ich lebte noch!

Doch zum Träumen blieb keine Zeit. Die Strassen waren mit Wagen und gepanzerten Fahrzeugen aller Art verstopft. Um 4 Uhr 30 liess ich die Brücke sprengen, um den Vormarsch der Russen zu verzögern. In Wildon verlangte ich vom Bürgermeister, er solle veranlassen, die roten, mit Hammer und Sichel de- korierten Fahnen zu verbrennen, mit denen die Bewohner – vor kurzem noch Anhänger Hitlers – ihre Häuser beflaggt hatten. Am Abend bezog unser Regimentsstab im Ort Weiterhof Quar- tier. Die acht Kilometer entfernte Mur bildete die Grenze zwi- schen der russischen und der alliierten Zone. Wir wähten uns in Sicherheit, doch das war ein Irrtum! Kaum eingerichtet, mel- dete mein Fahrer: «Die Russen ziehen mit Panzern im Dorf ein!» Im nächsten Augenblick verliessen wir das Dorf, die Fahr-

zeuge des Stabes brausten, vorbei an den verblüfften Russen, in Richtung Köflach davon. Kurz vor der kleinen Stadt teilte mir die Spitze des Regiments über Funk mit:

«Herr Kommandeur, vor uns sind Engländer. Was sollen wir tun?»

«Grüssen!»

Ich fuhr an die Spitze der Kolonne und ging dem englischen Kommandeur entgegen. Die Begegnung war freundlich. Wir boten uns gegenseitig Zigaretten an. Ich informierte den Engländer, dass die Russen Graz bereits besetzt hielten.

«Wollen Sie nicht mit uns die Russen aus Graz hinauswerfen?», fragte der Engländer.

«Nein, danke. Ich habe nach dem Waffenstillstand den Auftrag, mein Regiment nach Paderborn in die Heimat zu führen.»

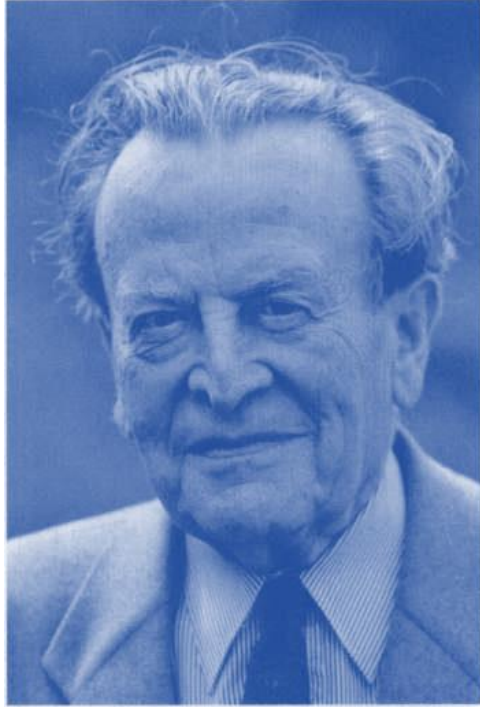
Um dem Chaos auf den Strassen zu entgehen und nicht wieder auf Russen zu stossen, bogen wir nach Westen ab. Von einem Ortskundigen geführt, wagten wir den Weg in die Berge. Nachdem die Engländer am 11. Mai unsere Kapitulation angenommen hatten, wurden wir dort interniert. Die Engländer waren ehemalige Kavalleristen, genauer gesagt zu Panzer-Aufklärungseinheiten umgewidmete Kavalleristen. Die Landschaft war herrlich, die Natur schien sich für den Empfang der schwergeprüften Soldaten herausgeputzt zu haben. Die grossartige Kulisse der Alpen, die Nadelwälder, die blühende Vegetation, alles verlieh dieser Bergwelt etwas Märchenhaftes. Die Kämpfe, der Donner der Geschütze, der Kugelhagel, das Hurra-Geschrei der Angreifer, das Stöhnen der Sterbenden war plötzlich nur noch Vergangenheit. Eben noch im Abgrund der Hölle, glaubte man

sich jetzt dem Himmel nahe. In der Gegend wimmelte es von Wild: Reh und Auerhahn brachten den Jäger zum Schwärmen. Offiziere und Mannschaften hatten keine Aufgabe mehr und mussten beschäftigt werden. Mit Freiwilligen machte ich lange Bergtouren zu Pferde. Wir veranstalteten Turniere und römische Wagenrennen und wagten uns an eine Aufführung des «Raubes der Sabinerinnen» in historischen Kostümen. Wir hatten den Status von Internierten und nicht von Gefangenen und brauchten nicht einmal alle Waffen abzugeben. Im Juli kam ich, Pistole am Koppel, schliesslich wieder nach Hause zurück.

Zeit der Wallfahrten

An einem Tag im Oktober 2003 bekam ich Post vom Stab der französischen Europaministerin. Man lud mich zu einer Begegnung mit französischen Widerstandskämpfern ein. Frankreich wünschte aus Anlass des 60. Jahrestag der Landung der Alliierten auch den Jahrestag des Attentats vom 20. Juli feierlich zu begehen. Die Teilnahme des Bundeskanzlers Schröder an den Feierlichkeiten im Juni 2004 war damals noch nicht beschlossen, aber die Anwesenheit eines letzten Zeugen des Widerstands deutscher Offiziere gegen Hitler sollte ein Zeichen für die deutschfranzösische Freundschaft sein. Ich sagte zu unter der Bedingung, nicht zum Hauptakteur stilisiert zu werden. Ich war nur der letzte Vertreter der Gruppe des Generals von Tresckow. Ich bestand darauf, von Tresckows Tochter, der Tochter des Generals von Hammerstein-Equordt und der Schwiegertochter von Hans Oster begleitet zu werden. Letztere war im April 1943 verhaftet worden wegen ihrer Zusammenarbeit mit dem Rechtsanwalt Müller, der über den Vatikan Verbindungen mit den Alliierten aufgenommen hatte. Die Begegnung fand dann an einem Ort düsteren Angedenkens statt: im Konferenzzentrum des Außenministeriums, dem ehemaligen Hotel Majestic. In den Kellern dieses Gebäudes waren zahlreiche Résistance-Mitglieder gefoltert worden. Im Hotel Majestic hatte sich in der Nacht vom

Juli 2004.



20. zum 21. Juli 1944 auch eine erstaunliche Episode des Staatsstreichversuchs abgespielt, in dessen Verlauf reguläre Truppen mehrere hundert Angehörige von SS und Gestapo verhafteten. Auf dem Podium befanden sich Jacques Baumel, Marie-Jo Chombart de Lowe, Jean Gavard, Lucie Aubrac und Uta von Aretin, Anna Oster und ich.

Der französische Staat hatte mir gleichsam stellvertretend für alle meine Kameraden und ganz besonders für Tresckow (für Letzteren als postume Ehrung) eine besondere Gunst vorbehalten und mich zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Die Ordensverleihung fand im «Salon des Beauvais» im Amtssitz des



20. Juli 2004: mit seiner Frau Rosy an der Gedenkstätte Plötzensee in Berlin.

Aussenministers am Quai d'Orsay statt. Es war ein bewegender geschichtlicher Augenblick, der ein grosses Echo in der deutschen Presse fand. Mit dieser seit langem erwarteten Geste erkannte Frankreich offiziell die Existenz eines anderen Deutschland an. Dass die französische Europaministerin dieser Anerkennung Ausdruck verlieh, war ein grossartiges Symbol. Tags darauf begab ich mich in schneidender Kälte zum Arc de Triomphe und legte einen Kranz am Grabmal des unbekanntes Soldaten nieder. Für mich, der so viele sterben sehen und Grausamkeit und Unverständnis erlebt hat, war auch das ein bewegender Augenblick.

Nachwort

Kurz vor dem Beginn des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion im Sommer 1941 schlossen Tonio und Georg Boeselager gemeinsam mit Karl von Wendt¹ einen Freundschaftspakt: Wenn einer von ihnen im Feld fallen sollte, würden die anderen alles tun, um seine sterblichen Überreste nach Deutschland zu überführen. Dieser erstaunliche Pakt sollte bald seine Anwendung finden, als Tonio schon in den ersten Kriegswochen in Russland den Tod fand. Im November 1941 schickte Georg Karl von Wendt zur Beschaffung warmer Kleidung nach Deutschland und bat ihn, unterwegs einen Umweg über Welisch zu machen. Dort sollte er nachts heimlich Tonios Leiche ausgraben und sie nach Heimerzheim bringen. Karl erklärte sich bereit und tat, was die Pietät von ihm verlangte. In Heimerzheim hob er nachts an der privaten Grabstätte der Burg ein Grab aus und bestattete den Toten.

Im August 1942 starb dann Karl bei den heftigen Kämpfen um Rschew. Georg war damals in Rumänien und konnte nichts für ihn tun. Ab Januar nahm ihn die Neugliederung der Kavallerietruppen ganz in Anspruch. Deshalb bat er mich, für ihn die praktische Ausführung zu übernehmen. Ich war damals noch Ordonnanzoffizier bei Feldmarschall von Kluge. Ich liess vom Schreiner des Stabes eine längliche Kiste anfertigen und mit Zink ausschlagen, angeblich um Militärkarten vor der Feuchtig-

keit zu schützen. Der Vorwand schien plausibel, zumal die Kiste nicht unbedingt einem Sarg ähnelte. Nur von meinem Fahrer begleitet, machte ich mich auf den Weg zu dem Friedhof, auf dem Karl begraben lag. Die Zeit drängte, denn gegen Ende des Winters erhöhten die Russen im Raum Rschew wieder den Druck. Es war abzusehen, dass die Deutschen sich absetzen würden und das Gebiet samt den Friedhöfen mit den vielen gefallenen Kameraden aufgegeben werden musste. Wir stiessen bis nach Grubewo vor, fünf Kilometer vor der Stadt. Die den ganzen Winter andauernden Kämpfe hatten die Gegend in eine Mondlandschaft verwandelt. Von Rschew, einer ehemals siebenundfünfzigtausend Einwohner zählenden Stadt, blieben nur noch Trümmer. Wir betraten den Friedhof bei Nacht. Das Grabkreuz mit der noch gut leserlichen Inschrift ragte aus dem tiefen Schnee. Wir schaufelten das Grab frei, stellten aber fest, dass der Boden gefroren war. Die Erde musste mit Benzin begossen und angezündet werden. Der Anblick der lodernen Flammen in dem verschneiten stillen Friedhof mitten im Reich der Schatten war schaurig! Doch wir hatten es eilig. Wir betteten den Leichnam in die Kartenskiste und verriegelten sie. Dann schütteten wir die Grube wieder zu und verliessen den Friedhof. Wenige Tage später fiel Rschew erneut in russische Hand.

Ich wurde Abteilungskommandeur im neu aufgestellten Kavallerie-Regiment Mitte und hatte daher genauso wenig wie Georg Gelegenheit, nach Deutschland zu fahren. Die Lage an der Ostfront blieb schwierig. Wegen meiner neuen Verpflichtungen war an einen Heimaturlaub nicht zu denken. Ich behielt daher den Leichnam in meinem Gewahrsam. Die geheimnis-

volle Kiste wurde mit seitlichen Rollen versehen, um sie leichter auf Lkws zu laden. In den Zeiten des Stellungskrieges stand sie in meiner Unterkunft oder in meinem Zelt. Ganze anderthalb Jahre war ich mit Karls sterblichen Überresten unterwegs. Mein Schwager Kaspar von Fürstenberg bettete sie dann Mitte August 1944 in Polen zur Ruhe, wenige Tage nachdem ich das Kommando über das 41. (sic!) Reiter-Regiment übernommen hatte. Im August 1997 gelang es, seine sterblichen Überreste aufzufinden und sie nach Deutschland zu überführen.

Anmerkungen

Der Geschmack der Freiheit

Das Haus ging 1923 in städtischen Besitz über.

Frühe Entscheidungen

- 1 Die Verfassung schrieb die Trennung von Kirche und Staat im Erziehungswesen vor, aber die Aufsicht über die Primarschulen blieb de facto bei den Kirchen.

Ein Handstreich für den Sieg

- 1 Ich war nicht persönlich Zeuge dieser Episode, da ich mich mehrere hundert Kilometer entfernt aufhielt. Mein Bruder hat sie mir später erzählt, darüber hinaus sind die folgenden Kampfhandlungen im Kriegstagebuch der 6. Division festgehalten.

Das Abkommen

- 1 Nach der Sichelbewegung zum Somme-Becken beteiligte sich die 86. Infanteriedivision an dem anderen grossen strategischen Manöver des deutschen Generalstabs, das die Zerschlagung der französischen Verteidigung zum Ziel hatte.

Ein Blitzfeldzug

- 1 Karl von Wendt, ein Georg unterstellter Offizier, erläutert die Haltung der Franzosen, die er in jenem Dorf beobachten konnte: «Es erstaunt einen am meisten, dass man den Franzosen weder an ihrem Benehmen uns gegenüber noch an ihrer Lebensführung nicht im Geringsten anmerkt, dass sie den Krieg gegen uns verloren haben. Auf

die Dauer werden sie es allerdings ja wohl merken. Merkwürdig ist auch, dass man nur sehr wenige Leute sieht, die Trauer tragen, obwohl man doch eigentlich annehmen müsste, dass in jeder Familie wenigstens einer gefallen wäre. Von sehr vielen hört man allerdings, dass sie in deutscher Gefangenschaft sind, da sie aber alle von bester Behandlung berichten, ist die Bevölkerung auch gegen uns erstaunlich freundlich und bereitwillig und wundern sich die Leute immer wieder turmhoch, dass wir so anständige Kerle sind und zollen sie oft ganz laut unserer Armee ihre höchste Bewunderung. Namentlich über die Disziplin sind sie voll Staunen und schieben ihrer schlechten Führung die ganze Schuld am verlorenen Krieg zu.»

- 2 Auch hiervon legt ein Brief Karl von Wendts, des getreuen Berichterstatters von Georgs Truppe, an seine Frau Zeugnis ab. Der Brief wurde mitten im Feldzug am 20. Juli 1941 geschrieben. «Das russische Volk lehnt diesen Krieg, je weiter wir vorwärtskommen, desto mehr ab und bezeichnet die russische Armee selbst als ‚Bolschewiki‘, mit denen sie nichts zu tun haben wollen. An sehr vielen Stellen findet man, dass die Leute ihre Kreuze und Heiligenbilder aus einer verschwiegenen Ecke wieder hervorholen, und bei den Gefangenen findet man sehr viele, die, wenn man sie fragt, ob sie Bolschewiki sind, eine Medaille herausziehen und als Gegenbeweis vorzeigen. Von der Zivilbevölkerung kommen fast täglich, allerdings meist ältere Leute, die angeben, hier oder da in dem Wald sitzen noch Kommunisten. Natürlich können wir nicht hinter jedem herlaufen, aber ich glaube, zu 70 Prozent steht die Landbevölkerung auf unserer Seite. Besonders, wenn sie ein paar Tage deutsche Soldaten erlebt und gemerkt haben, dass wir keine Mörder und Marodeure sind, wie die Roten, die wirklich in toller Weise in ihrem eigenen Lande hausen. [...] Lange können die Russen es so nicht mehr aushalten und werden die Roten Machthaber wohl bald am Ende ihrer Kunst sein. Der Herrgott aber möge ihnen gnädig sein, wenn das Volk, das sie nun 20 Jahre gequält und geknechtet haben, Gewalt über sie gewinnen wird. Das Wenige an grösseren Städten und Ortschaften, was es hier gibt, wird zur Zeit noch systematisch von den Roten angesteckt, aber uns schadet und gefährdet das wenig, nur wird das Land recht lange brauchen, bis alles wieder aufgebaut ist.»

Weihnachten in der Hölle

- 1 Es handelte sich um ein 7,5-cm-Geschütz, das von einem Gespann gezogen wurde. Seine Reichweite war begrenzt.

Der Keim der Verschwörung

- 1 Seit 1938 bemühte sich Oster unter Gefahr für sein Leben, die noch unentschlossenen Generäle zu einem Putsch zu bewegen, um einen Krieg zu verhindern, den die Abwehr seit Ende der dreissiger Jahre kommen sah. Vater Oster hielt diesen Krieg für fatal für Deutschland, da das Land wie schon 1914 nicht die Kraft besass, einen langen Krieg durchzustehen. Mehrmals hatte er schlicht Verrat begangen, den Westmächten deutsche Kriegspläne geliefert und am 8. Mai 1940 dem holländischen Militärattache sogar das Datum der Offensive mitgeteilt.
- 2 Brief an Anna-Therese, Freifrau von Wendt, vom 5. Oktober 1942.
- 3 Brief an dieselbe Adressatin vom 12. Oktober 1942.

Begegnung mit dem Dämon

- 1 Im Jahr 1942 verfiel er in eine schwere Depression, die ihn beinahe den Verstand kostete. Von Bach-Zelewski war federführend im Kampf gegen die Partisanen, er vertrat die Auffassung, nur die brutalsten Mittel seien erfolgreich. Zu diesem Thema vgl. J.-L. Leleu, *La waffen SS*, Paris (Perrin) 2007, S.788-795. Zumindest Kluge wusste, mit wem er es zu tun hatte.
- 2 Bei der Wiedergabe der folgenden Auseinandersetzung folge ich in den Passagen in wörtlicher Rede dem Text meiner Erinnerungen: «Mein Weg zum 20. Juli», S. 10.
- 3 Bach-Zelewski starb nach zehn Jahren Haft im Jahr 1972.
- 4 Stargard (in Polnisch Starogard) war zusammen mit dem Danziger Korridor im Mai 1920 Polen zugesprochen worden. Nach der polnischen Niederlage kam es im November 1939 wieder zu Preussen.

Ein Vorfall im Führerhauptquartier

- 1 Von den verschiedenen Führerhauptquartieren ist die Wolfsschanze bei Rastenburg in Ostpreussen die bekannteste und am besten ausgestattete. Dasjenige in Winniza (Werwolf) wurde von Juli bis Oktober 1942 benutzt.

Ein vergiftetes Geschenk

- 1 Böne war der Name des Gutes, das Kluges Frau gehörte.

Begegnungen unter Kavalleristen

- 1 Aus dem Bericht des Unteroffiziers Heetmann spricht die Begeisterung und – die Namensform Schorsch verrät es – die ausgesprochene Herzlichkeit, mit der die Kavalleristen ihrem Chef verbunden waren: «Ja, unser Schorsch, er kommt und besucht seine alte Schwadron. Wir alle lieben und verehren ihn und gehen für ihn durch dick und dünn. Wir können seine Ankunft kaum noch erwarten. Voller Erwartung stehen wir angetreten, die Kameraden auf Posten, die anderen vor ihren Bunkern. Keiner friert und denkt an die grimmige Kälte, denn unser Schorsch kommt ja. Da, plötzlich, wie ein Jäger, der sein Wild anpirscht, steht er vor uns in Begleitung unseres ‚eisernen Kings‘. Er lächelt uns an, gibt uns die Hand und spricht zu uns wie ein Vater zu seinen Kindern. Er kennt unsere Not, er weiss, dass es uns dreckig geht. Wir horchen auf. Er spricht von der Zukunft. Alles ist still, wir nehmen ihm das Wort fast vom Munde weg. Er will uns herausziehen und im Hinterland einen Reiterverband aufbauen. Bei diesem Gedanken schlägt jedes Reiterherz höher. Dann gibt er jedem nochmals die Hand, wünscht allen Soldatenglück und ruft uns ‚Auf Wiedersehen‘ zu.» Zitiert nach: Witte, Hans-Joachim und Peter Offermann, *Die Boeselagerschen Reiter. Das Kavallerie-Regiment Mitte und die aus ihm hervorgegangene 3. Kavallerie-Brigade*, München 1998, S. 23.

Der Koffer mit Sprengstoff

- 2 Hans Herwarth von Bitterfeld war nach dem Krieg deutscher Botschafter in London und Staatssekretär bei Bundespräsident Lübke.

- 3 Es ist nicht zu eruieren, ob es dieser Sprengstoff war, den Stauffenberg in den folgenden Tagen verwendete. Tatsächlich schien er über Sprengstoffe aus verschiedenen Quellen zu verfügen. Die Gestapo konnte bei zweien den Ursprung ermitteln. Die Vorsichtsmassnahmen, die bei der Beschaffung beachtet wurden, verhinderten die Aufdeckung des gesamten Netzes.

Der gefährliche Ritt

- 1 Hidding wurde schliesslich am 16. August, einen Monat nach seinem Tod, an der Strasse nach Jedresow begraben, am gleichen Ort wie der Grossvater von Florence Fehrenbach.

Zeit der Trauer

- 1 Major Kuhn überlebte die russische Gefangenschaft, kehrte aber gebrochen nach Deutschland heim.
- 2 Erika von Tresckow, geb. von Falkenhayn, war die Tochter des Generals Erich von Falkenhayn, der 1916 die Schlacht bei Verdun begann und 1917 in Palästina von den Engländern geschlagen wurde. Sie wusste seit Tresckows letztem Heimaturlaub 1943 von den Staatsstreichplänen ihres Mannes.
- 3 «Dass wir, aus Feindeshand befreit, ihm furchtlos dienen.» (Lk

Die Brücke über die Mur

- 1 Die nahe bei Zossen gelegene Ortschaft Wünsdorf hatte seit 1908 eine Ausbildungsstätte des Heeres, aus der 1924 offiziell die Heeresportschule hervorging.

Nachwort

- 1 Über Karl von Wendt (1911-1942), sein Leben und seinen Briefwechsel siehe Florence Fehrenbach, *Un cœur allemand*, privat 2006.

Bibliographie und Quellen

- Zum Widerstand der Offiziere: Hoffmann, Peter, *Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler*, zweite, verbesserte und erweiterte Auflage, München 1970. Thun-Hohenstein, Romedio Galeazzo, *Der Verschwörer General Oster und die Militäropposition*, Berlin 1982.
- Zu Henning von Tresckow: Henning von Tresckow, *Ich bin, der ich war*, Berlin 2001.
- Zu Georg von Boeselager: Doepgen, Heinz W: *Georg von Boeselager. Kavallerie-Offizier in der Militär opposition gegen Hitler*, Herford 1986.
- Zur Heeresgruppe Mitte und der 6. Infanterie-Division: Grossmann, *Geschichte der rheinisch-westfälischen 6. Infanterie-Division 1939-1945*, Bad Nauheim 1958.
- Haape, Dr. Heinrich, *Endstation Moskau 1941-1942*, Stuttgart 1998. – Ein sehr ausführlicher Bericht des Beginns des Russlandfeldzuges aus der Feder des Militärarztes der 3. Abteilung des 18. Regiments innerhalb der 6. Division. Mit Karten und Bildern.
- Kurowski, Franz, *Die Heeresgruppe Mitte*, Friedberg/H. 2001. Zur deutschen Kavallerie und den Brüdern Boeselager: Witte, Hans-Joachim und Offermann, Peter, *Die Boeselagerschen Reiter. Das Kavallerie-Regiment Mitte und die aus ihm hervorgegangene 3. Kavallerie-Brigade*, München 1998.
- Fehrenbach, Florence: *Un cœur allemand*, Toulouse 2006.
- Zur Haltung eines Offiziers im Russlandfeldzug: Kageneck, August von, *Zwischen Eid und Gewissen* [Roland von Hösslin, ein deutscher Offizier], Berlin 1991.
- ders., *Lieutenant de Panzer*, Paris 1994.

Nachwort

von Peter Hoffmann

Hitler liess ungefähr zweihundert der an der Erhebung des 20. Juli 1944 Beteiligten erhängen, nur wenige überlebten die Vernichtung der Widerstandsbewegung der Jahre 1933-1945. Von diesen wenigen veröffentlichten 1946 Fabian von Schlabrendorff und Hans Bernd Gisevius ihre Erinnerungen, 1949 Theodor Steltzer. Otto John folgte 1969, Josef Müller 1975, Rudolf-Christoph Freiherr von Gersdorff und Hans Speidel 1977, Schlabrendorff noch einmal 1979, Eugen Gerstenmaier 1981. Albrecht von Kessels Erinnerungen erschienen 1992, waren aber fast fünfzig Jahre früher geschrieben. Alle wussten aus Zeitungen, Berichten über die Prozesse gegen Widerstandskämpfer, seit 1946 auch aus den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen, aus Ulrich von Hassells 1946 grösstenteils veröffentlichtem Tagebuch mehr, als sie selbst erlebt hatten. Die in den 1960er und 1970er Jahren veröffentlichten Erinnerungen waren in der Auswahl und Betonung dessen, was sie mitzuteilen suchten, von der erschienenen Primär- und Sekundärliteratur sowie von unveröffentlichten persönlichen Berichten nicht unbeeinflusst, wichen auch in manchen Fällen von eigenen früheren Berichten ab. Schlabrendorffs 1946 veröffentlichte Erinnerungen enthalten von Allen Dulles' Gehilfen Gero von S. Gaevernitz im Zuge seiner Tätigkeit in Bern erworbene Kenntnisse, die teilweise von Gisevius stammen; Gisevius verfolgte mit seinem noch während des Krieges geschriebenen Bericht eigene politische Ziele; Gersdorffs Erinnerungen sind an wichtigen Stellen in unglücklicher Weise gekürzt worden. Das wirkte sich auf die Geschichtsschreibung nach dem Krieg aus, sei es durch Übernahme unüberprüfbarer Mitteilungen oder durch zu weit gehende Skepsis, von anderen Vorurteilen abgesehen.

Die Erinnerungen von Freiherr von Boeselager sind frei von solchen Belastungen. Ihr Erscheinen im Jahr 2008 fällt zeitlich aus dem Rahmen, doch beruht ihr Inhalt auf Aufzeichnungen und Gesprächen, die

fast alle wesentlich früher, in den Jahren seit dem Ende des Krieges, entstanden sind. Vergleiche von Berichten Boeselagers etwa aus den 1960er Jahren mit den entsprechenden Passagen im vorliegenden Band belegen des Verfassers gleichbleibende Genauigkeit. Übrigens hat Boeselager den deutschen Text seiner im Januar 2008 französisch erschienenen Erinnerungen in den letzten Tagen vor seinem Tod noch selbst genau durchgesehen und handschriftlich korrigiert. Die Korrekturen zeigen immer wieder die Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses. Dies sowie auch die Bestätigung vieler Einzelheiten durch andere unabhängige Quellen bestätigen das Vertrauen in den vorliegenden Bericht.

Erinnerungen eigener Erlebnisse haben naturgemäss eine begrenzte Perspektive und geben andere Sichten wieder als die anderer Autoren. Der offene Bericht über Erlebtes und Gedachtes verliert aber durch die Beschränkung auf das Selbsterlebte nichts von seinem Wert als Quelle, vielmehr ermöglicht ein solcher Lebensbericht dem Leser und dem Geschichtsschreiber, ein vollständigeres Bild der Vergangenheit zu gewinnen. Mit knappen Worten gelingt Freiherr von Boeselager die umfassende Schilderung vor allem der Kriegszeit, wie er sie erlebt hat. Zugleich beschränkt er sich auf persönlich Erlebtes, was er als eigene Kenntnisse wiedergibt, einen gelegentlichen Bericht aus zweiter Hand identifiziert er als solchen. Ein Beispiel für den Wert und zugleich die Grenzen des persönlichen Berichts als Quelle ist die Geschichte der Sprengstoffbeschaffung für das Attentat des 20. Juli 1944.

Im Herbst 1943 brachte Freiherr von Boeselager im Auftrag seines Bruders Georg, der mit Tresckow an den Vorbereitungen für den Umsturz arbeitete, einen Koffer mit erbeutetem englischem Plastiksprengstoff mit Zeitzündern zu Oberst i.G. Stieff in das Hauptquartier des Generalstabes des Heeres in «Mauerwald» bei Angerburg (Ostpreussen).¹ Diese «Lieferung» wurde in den Untersuchungen der Geheimen Staatspolizei als Sendung von Tresckow an Stauffenberg identifiziert.

¹ Zu diesen Vorgängen s. Peter Hoffmann, *Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler*. Vierte, neu überarbeitete und ergänzte Ausgabe, Piper, München, Zürich 1985, S. 410-414; ders., *Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Die Biographie*, Pantheon, [München] 2007, S. 392-401; ders., *Stauffenbergs Freund. Die tragische Geschichte des Widerstandskämpfers Joachim Kuhn*, C. H. Beck, München 2007, S. 41-48.

Die von der Geheimen Staatspolizei verhört und vor den Volksgerichtshof gebrachten Mitverschworenen kannten die Vorgänge selbst nur teilweise, suchten ihre eigene Rolle bei der Sprengstoffbeschaffung zu verschleiern bzw. auf tote Verschwörer wie Tresckow zu schieben und die Namen Überlebender zu verschweigen. So blieb die Tätigkeit der Brüder Boeselager und die Beteiligung Gersdorffs bei der Sprengstoffbeschaffung unentdeckt. Der Sprengstoff und die Zünder gingen durch mehrere Hände, unter anderen die von Stieff, Oberleutnant d. R. Hans Herwarth von Bittenfeld und General der Kavallerie Ernst August Köstring. Den lückenhaften Ermittlungen der Geheimen Staatspolizei zufolge wurde das Material der ersten «Lieferung» im Mai 1944 zu Stauffenberg nach Berlin gebracht.

Als Hauptmann Axel Freiherr von dem Bussche sich im November 1943 zu einem Selbstmordattentat gegen Hitler bereit erklärte, bot ihm Hauptmann Joachim Kuhn aus Stieffs Abteilung das vorhandene Material an, aber Bussche wollte kein englisches Material verwenden und liess sich durch Kuhn deutsches Sprengmaterial und deutsche Zünder besorgen. Das war die zweite «Lieferung». Als sich der Termin für Bussche verzögerte, vergrub Kuhn dieses Material im Lager «Mauerwald»; es wurde entdeckt, aber teilweise an Kuhn zurückgegeben. Bussche musste wieder an die Ostfront und verlor im Januar 1944 ein Bein. Bussche behielt sein Sprengmaterial in einem Koffer bei sich, bis er es im Herbst 1944 in einem See versenken konnte.

Eine dritte Sprengstoffbeschaffung stammte aus einer deutschen Nachfabrikation des englischen Plastiksprenstoffes im Werk Reinsdorf der WAS AG-Chemie AG unter der Bezeichnung «Plastit W».² Der Direktor des Werkes in Reinsdorf, Diplomingenieur Willi Fromm, war ein Vetter von Generaloberst Friedrich Fromm, des Chefs der Heeresrüstung und Befehlshabers des Ersatzheeres. Ob darin ein Zusammenhang mit dem Attentat lag, wurde nicht geklärt; Willi Fromm beging 1945 vor dem Einbruch der Roten Armee mit seiner Frau Selbstmord.³ Den Ermittlungen des Kriminaltechnischen Instituts im

2 Hoffmann, *Widerstand*, S. 414.

3 Bernhard R. Kroener, «*Der starke Mann im Heimatkriegsgebiet*». *Generaloberst Friedrich Fromm. Eine Biographie*, Ferdinand Schöningh, Paderborn, München, Wien, Zürich 2005, S. 968-969, Anm. 210.

Reichssicherheitshauptamt zufolge hat Stauffenberg aber dieses deutsche Material mit englischen Zündern verwendet. Ein Untergebener des zeitweiligen Kommandeurs der Einsatzgruppe B im Bereich der Heeresgruppe Mitte, des Direktors des Reichskriminalpolizeiamts im Reichssicherheitshauptamt, Generalleutnant der Polizei und SS-Gruppenführer Arthur Nebe, berichtete, dieser habe ihn Anfang 1944 gefragt, welche Art und wieviel Sprengstoff für ein «Attentat auf Stalin» nötig wäre. Etwa zwei Wochen vor dem 20. Juli 1944 wurden im Reichskriminalpolizeiamt (Reichssicherheitshauptamt Amt IV) englische Zeitzündler abgeholt.⁴ Von allen diesen Weiterungen wusste Freiherr von Boeselager nichts, er wusste nichts von der Rolle Kuhns, er berichtet in den Erinnerungen nur seinen eigenen Anteil und was ihm Herwarth über das weitere Schicksal des Sprengstoffs mitgeteilt hatte. Alles dieses spricht für die Zuverlässigkeit der vorliegenden Erinnerungen.

Philipp Freiherr von Boeselager verlor seine drei Brüder im Zweiten Weltkrieg, überlebte schwere Verwundungen gegen alle Wahrscheinlichkeit, er diente Staat und Nation gottergeben, treu und tapfer, ohne zunächst seinen persönlichen Kriegseinsatz durch die Regierung Hitler in Frage zu stellen. Zwar gibt Boeselager aus der Zeit nach Hitlers Aufstieg zum Reichskanzler immer wieder Beispiele seiner Opposition zum Regime. Aber bei Kriegsausbruch 1939, während des Frankreichfeldzuges und bis in das Jahr 1942 gibt es keinen Hinweis auf Überlegungen über die Berechtigung des Krieges. Allerdings stellte Boeselager den Krieg gegen die Sowjetunion als unkluge Errichtung einer zweiten Front in Frage. Im Frühjahr 1942 wurde Boeselager klar, dass die ihm bisher zur Kenntnis gelangten Massenerschiessungen keine schrecklichen Entgleisungen waren, sondern festgelegtes Kriegsziel. Dies erklärte der verantwortliche SS-Gruppenführer Erich von dem Bach-Zelewski dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Generalfeldmarschall Günther von Kluge, ganz offen im Beisein Boeselagers. Dann erfuhr Boeselager auch von früheren Massakern, zumal dem von Borissow im Oktober 1941. Im Oktober 1942 kam es zur entscheidenden Aussprache und zum Einverständnis mit Tresckow. Boeselager führte fortan ein gefährliches und belastendes Doppelleben.

4 Dr. Albert Widmann, mündliche Mitteilungen, 30. Juli 1968.

Während die Verschwörer bereit waren, den Krieg im Westen zu verlieren, wollten sie im Osten den Mordkampagnen von SS, SD und Polizei, an denen sich auch manche Soldaten und Einheiten des Heeres beteiligten, Einhalt gebieten, aber nicht den Krieg verlieren. Die brutale Grausamkeit der Sowjets gegen ihr eigenes Volk, wenn etwa ihre Offiziere Frauen, Greise und Kinder als Ersatztruppen in das deutsche Maschinengewehrfeuer trieben, wenn sowjetische Soldaten Verwundete systematisch erschossen, Gefangenen die Augen austachen, das alles verbot das Aufgeben der Kriegsanstrengungen im Osten, aber zugleich mussten die von Hitler befohlenen Verbrechen beendet werden. Der Entschluss, an der Beseitigung des Diktators und seines Regimes mitzuwirken, war die Konsequenz. Man diene nicht Hitler, sondern der Nation, dem Schutz der Familien zu Hause.

Freiherr von Boeselagers Erinnerungen sind ein beredtes und starkes Zeugnis für den geistigen und auch religiös fundierten Gehalt des Kampfes weniger entschlossener Gegner Hitlers – motiviert aus moralischer Empörung über die von deutscher Seite begangenen Verbrechen gegen Juden und andere Minderheiten. Sie sind aber auch Zeugnis für den Zwiespalt, der sich ergab, weil man den Krieg im Osten aus zwingenden Gründen nicht verlieren wollte und zugleich mit der Fortsetzung des Kampfes die Fortsetzung der Verbrechen Hitlers und der von dem Diktator der Wehrmacht auferlegten Komplizenschaft daran ermöglichte. Die Konsequenz hiess, Hitler zu beseitigen.